

# Deutsche Schulzeitung

in Polen

Herausgegeben vom Landesverband deutscher Lehrer und Lehrerinnen in Polen.

Verantwortlicher Schriftleiter: **Fritz Dopp**, Bromberg, für die Anzeigen: **Selene Rasch**, Bromberg.

Verlag: W. John's Buchhandl., Inh. „Regut“, Spółdz. z o. o. Bydgoszcz, Plac Wolności 1. Nachdruck m. Quellenangabe gestattet.

**Inhalt:** Der Gnesener Dom. — Aus den „Dreizehn Bäckern der deutschen Seele“ von Wilhelm Schäfer. — Von deutscher Kunstarbeit im Gnesener Dom. — Tagungsprogramm. — Gnesener Heimatabend. — Zum Gnesener Gastspiel der „Deutschen Bühne Bromberg“. — Eine klassische Rede zu unserem Bundesthema. — Was mache ich mit erdtüchtlichen Cuellenläden im Unterricht. — Deutsche oder polnische Unterrichtssprache in der Erdkunde? — Chronik der Piaristenschulen Sommerlebens (Fortsetzung). — Die landschaftliche Gliederung des Deutichiums in Mittelpolen. — Wider die neue polnische Sprachenverfägung. — Erinnerung an Dornfeld. — Festrede zum zehnjährigen Jubiläum des Deutschen Lehrervereins Oberhiesien.

Wer denn das Innere begehrt,  
Der ist schon groß und reich.  
Zusammenhaltet euern Weert  
Und euch ist niemand gleich.      Goethe

## Für Gnesener Tagung





## Der Tagungsort



Alles Geistliche schafft sich auf der Erde einen Leib, um in der Geschichte tätig sein zu können.

Paul de Lagarde

### Der Gnesener Dom.

Die natürliche Lage und Umgebung macht den Gnesener Dom zum Beherrschter der ganzen Umgegend. Mit seiner massiven Westfront wächert er geradezu aus dem Boden, dem log. „Vechigiel“, auf dem eben das polnische Königsgericht seinen Sitz hatte, und erhebt sich bis zur flächtlichen Höhe von 70 Metern. Schon aus einer Entfernung von 20 Kilometern grüßt er den Wanderer oder Reisenden mit seinem mächtigen, zum Himmel ragenden Bau und den beiden riesigen, von mächtigen Strebewerkeln gestützten Tümen. Man mag sich wenden, wohin man will, immer stehen diese beiden Niesen vor uns als immerwährende Mahner an Himmel, Gewißheit und Gott. Von jeder Richtung aus bietet sich dem Auge das Bild des Domes, der mit seinen Türmen majestätisch die Stadt und die Dürme der übrigen 7 Kirchen überragt.

Was ihm zum großen Teil seine Bedeutung und Weisheit gibt, das ist sein erdwidriges Alter; denn es reicht in die früheste Geschichte Polens zurück. Darum ist ihm vor einigen Jahren der Titel einer „Basilika“ verliehen worden. Der polnische König Mikołaj I. hat unmittelbar neben dem heidnischen Tempel — der heutigen Georgstraße — ein Gotteshaus zu Ehren der Himmelsfahrt Marias errichtet. Als nun im Jahre 1000 der deutsche Kaiser Otto III. seine Wallfahrt nach Gnesen machte, wurde der Dom zur Würde einer Kathedrale erhoben. Seine ursprünglichen Umrisse stammen aus der Zeit Chrobryns und Sztolnicis. Sie sind in jüngerer Zeit bei Ausgrabungen im rechten Seitenschiffe freigelegt worden. Das heutige Gotteshaus aber stammt in seinen wichtigsten Antrieben aus dem 14. Jahrhundert, während die Fassade erst aus dem Jahre 1512 bzw. 1595 datieren. Das Schicksal der Stadt war auch das Schicksal des Domes. Es litten mehrere Feuerbrünste die Stadt heim, von denen jeder auch die Domkirche nicht verschont blieb. Bei der Feuerbrunn im Jahre 1613 verbrannte das mächtige Gewölbe des Eingangs des Gotteshauses. Bei der folgenden, noch größeren Feuerbrunn im Jahre 1760 konnte weder das Gewölbe des Heiligentums der Glast des Jenseits laubhalten, noch überdauerten die Helme der Dürme den Brand. In den folgenden 30 Jahren gelang es, unter großen Opfern den Bau aus Säulen und Stämmen wieder erheben zu lassen, wie er sich heute noch dem Auge des Betrachters darstellt. Das Verdienst der Wiederherstellung unter großen persönlichen Opfern gebührt den damaligen Erzbischöfen Baranowski und den beiden Brüdern Matthias und Wladislaw Lubiencki. Auch Kriege und feindliche Einfälle mit ihren traurigen Begleiterscheinungen haben Gnesen und seinen Dom nicht verschont. Was daher dem Feuer nicht angetan hat, das haben in den Kriegen und feindliche Einfälle mit sich gehen lassen.

Das Schicksal des Domes und die Jahrhunderte haben ihm das Gemwand gegeben, in dem er sich heute dem Besucher zeigt. Man juche daher nicht einen einheitlichen Baustil in ihm. Während das Mittelschiff im Barockstil erbaut ist, tragen die beiden Seitenschiffe das Gepräge der Gotik. Wir treten in das Mittelschiff ein und bleiben unter dem Chor stehen. Vor unseren Augen tritt ein Rundbogenbau, der auf 24 mächtigen, etwa 30 Meter hohen Pfeilern ruht und sich in eine Länge von 60 Metern erstreckt. Er endet mit einer halbkreisförmigen Apsis mit 6 ionischen Säulen und herrlichen Kapitellen. In der Apsis befindet sich in mächtiger Höhe vom Erdboden der lebenswichtige Hauptaltar. Zu seiner linken Seite hat der Marmorthron des ehemaligen deutschen Kaisers aus dem polnischen Schloß aufgestellt gefunden; über ihm befinden sich zwischen den sechs Säulen fünf Heiligenstatuen, deren ich weiter nach oben das Bildnis Marias als der Königin der Krone Polens anschließe. Alles aber beherrscht das goldene Auge der Vorlehung Gottes. Unweit vom Eingange in den Dom erhebt sich im Mittelschiff ein baldachinartiger, von vier vergoldeten Barocksäulen getragener Bau über einem Altar. Es ist dies der St. Adalbert-Altar. Auf ihm ruhen in einem silbernen Sarge, der von vier Personen — den vier Ständen Polens — getragen wird, zum Teil die Gebeine des St.

Adalbert, die um ihm einen Lebensreis losgesandt und im Gnesener Dom beigesetzt wurden. Die heutige Ausstattung des St. Adalbert-Grabes — Konfession — stammt erst aus dem Ende des vergangenen Jahrhunderts. Diese Konfession ist eine Nachbildung und erinnert an die Grabstätten des Apostels Petrus und Paulus in Rom. Auch in Tremsien, wo sich eine Hand des Heiligen befindet, ist ihm zu Ehren ein solcher baldachinartiger Bau errichtet. Die andere Hand des Heiligen befindet sich in der Bartholomäuskirche in Rom; des Heiligen befindet sich in Teil des Hauptes bereit, das dem Kaiser Otto III. zum Geschenk gegeben wurde. Andere Reliquien Adalberts befinden sich in Wien und Prag. Es ist vielfach über den Besitz der Reliquien des St. Adalbert geschrieben worden. Aber wie werden nicht seltsam, wenn wir mit Bestimmtheit den Standpunkt vertreten, daß die Gebeine des Heiligen nach der Ermordung nach Gnesen überführt wurden und bei feindlichen Einfällen durch rechtzeitig getroffene Vorsichtsmaßnahmen in Sicherheit gebracht worden sind. Zu beiden Seiten des Mittelschiffes befinden sich die Seitenschiffe. In ihnen waltet die Gotik mit ihren Spitzbögen und Kreuzgewölben ob, und ihnen schließen sich die 14 prächtigen Kapellen an, die jede für sich ein Gotteshaus bilden und den Dom geradezu mit einem Kranz mannigfacher Blumen umgeben. Der Dom ist reich an Säulen und Kolossalsteinen. Doch wird er dem in mehr, dem anderen in weniger Hinsicht würdevollsten dienen. Das Auge des Kunstfreudigen wird manches entdecken, was dem Laien und Uneingeweihten fremd und unbekannt bleibt. Eine sachmännliche Führung wird daher immer an dieser Stelle zu empfehlen sein. Ein wunderbares Farbenpiel erscheint und sehr wirksame Kontraste entstehen. Ein recht buntes Bild der verschiedensten Marmorarten taucht vor uns auf. Sie hören aber keineswegs das Gesamtbild, noch verstehen Sie den künstlerischen Gesamtdruck. Ein Gang durch das Heiligentum läßt seine Schönheit zum Bewußtsein kommen und die innere Harmonie trotz der Verschiedenheit der Baustile als etwas Zusammengehörendes erscheinen.

Beim Eintritt in den Dom durch das Südportal wird uns der Führer auf die kunstvolle bronzeene Doppeltür aufmerksam machen, auf welcher in 18 Bildern das Leben St. Adalberts dargestellt ist. Sie stammt aus dem 12. Jahrhundert und ist ein Geschenk des Königs Boleslaw Sierotom. Eine solche Tür gibt es in Polen nicht mehr und ganz Europa hat nur wenige aufzuweisen. Zu erwähnen ist ferner der wunderbare Marmorfuß mit seiner wertvollen Inlay, ein Werk der Kunst des 14. Jahrhunderts. In jüngerer Zeit wurde sie erweitert und mit einem Permett versehen. Unter dem Marmorfuß befindet sich die Schatzkammer, die, wie bekannt, 1923 um viele Kostbarkeiten gekommen ist, u. a. auch um den silbernen Reliquienkranz mit dem Haupte St. Adalberts. Ebenfalls befindet sich der alte Kapitälssaal, der jetzt zu einer Kapelle umgewandelt wurde. Zu erwähnen sind ferner die Glocken im Presbyterium mit ihrer wunderbaren Schmitzarbeit, der Hauptaltar mit seinem maßstabgemäßen Kreuz und den silbernen Brustbildern, die nur an hohen Festtagen den Altar zieren, sowie die silbernen Leuchter. Auch die 4. Z. sehr alten Aufhängelampen sind von großer Bedeutung und zeugen von großer Kostbarkeit. Nicht weniger will ich einen allen sehr wertvollen Baldachin. Im Presbyterium ruhen unmittelbar vor dem Hauptaltar die durch den ersten polnischen König Zaborowa. Die Statue in Auferstehung eine kleine Insel im Fußboden gekennzeichnend. Die Gebeine des Heiligen sind in eine sehr wertvolle umfangreiche Bibliothek. Es enthält eine von Bänden, ein Archiv mit den ältesten wichtigsten Urkunden und Büchern mit sehr wertvollen Antiquitäten aus der Zeit vor dem Jahre 1000. Besonders zu erwähnen ist das vom St. Adalbert benutzte Messbuch. Erwähnenswert sind ferner das silberne Kupferdach, das mit goldenen Wappen (Villen) versehen ist, und die Adalbertglocke, welche 186 Zentner schwer ist und im laufenden Jahre von dem ursprünglichen, neben dem Dom befindlichen Glockenturm, nach



dem Nord-Dormitorium übertragen wurde. Dort hängt sie nun mit ihren Nähten über wertvollen vier Schwebelstühle und vermag bei Harzen Better Stühlen und seine Umgebung auf drei Stellen mit der schönsten Musik zu versehen und je nach Umständen von Freud und Leid zu singen.

Im September des Jahres 1925 wurde das 900jährige Jubiläum der Gnesener Kathedrale feierlich begangen. Aus diesem Anlaß wurde die äußerlich restaurierte und mit einer Illumination ausgeschattelt. Auch ihre Umgebung hat bisher,

soweit die Umstände es zuließen, ein anderes Gepräge erhalten. Während alte Baum hat weichen müssen, damit der Zweck, die Verwirklichung des Planes, durchgeführt werden konnte, so daß das „Einst und Jetzt“ des Domes zunächst vielleicht etwas laßl wirkte. Doch haben sich auch diese Mängel teilweise wieder beseitigen lassen, so daß das Gotteshaus inmitten des feierlichen Gedrängs wieder ein das Auge befriedigendes Gesamtbild gibt.

A. R.

## Aus den „Dreizehn Bildern der deutschen Seele“ von Wilhelm Schäfer.

### Die Bauhütte.

So waren die Stühle der Bürger gebaut: rund um das Tischbild der Nacht lag der Baum auf starker Mauer, durch Stützen gebockt und an den Ecken mit Säulen und feineren Treppen gestofft.

Spitzige Stichel standen der Gasse entlang, hüben und drüben, und gemäliche Tore ipertten die Höfe; die steinerne Halle am Markt trug dem Rathaus die schmuckreichen Säle.

Weit schwang sich der jüdische Friede über die Giebel der Gassen, aber gleich einer Tanne ragte der Münstersturm über das Dachwerk der Dächer.

Weit aus der Ferne grüßte das steinerne Wunder den nahenden Wanderer; sein blaues Gespinnst wuchs in die Täle hinein mit ragenden Masten und fand mit Meilern und Werten, mit Nischen und Farben zulegt als fliegendes Menschenbild. Das stein aus geschloßelt auf Stein, Maßwerk auf Maßwerk gestreift, die gotische Schatt seltsamer Kraben war sorglich gemeißelt, Stambilder prägen den Steinmetz und seine kunstreichen Hände.

Schrittwärts im Schatten, unter der steinerne Brandung standen die Hüften der Bauleute geduckt; da pochten die Hämmer und klirren die Eisen, da wurden auf beiden Brettern und Tischen die Riße gestreift, handfest und läßt den steinerne Wuchs zu planen.

Denn nun war der Turm nicht mehr die ragende Laßl runder Gewölbe, wie eine Gasse zwischen in die Höhe dünn und geschloßelt zur Höhe gebunden, Salme aus stierlich behauenen Steinen, die steinerne Wanne des Kreuzes zu tragen.

Die Bauleute waren Steinmetze geworden, und ihre Wandererschaft naht über den Häupten; die Bauhütte hütere Zirkel und Nüchtheit als hohes Geheimnis.

Strenge Gebräuche und seltsame Gebräuche hielten der Steinmetzenkunst uralte Weisheit lebensbig; aus dem Morgenland war sie gekommen, durch den blutigen Wechsel der Zeiten heimlich gehütet, aber das Abendland brauchte sie neu im Zeichen des Kreuzes.

## Von deutscher Kunstarbeit im Gnesener Dom.

Eine Sonderstellung unter den vielen romanischer Bildnerei in Polen nehmen die Bronzestellen des Gnesener Domes ein.

Sie sind vertretendes Zeugnis für die religiösen und politischen Beziehungen des hiesigen Landes zu dem deutschen Westen. Die Motive der Reliefs sind durchaus im Sinne der polnischen St. Adalberts-Regionde behandelt.

Auf dem linken Flügel von unten beginnend: Unter zwei Rundbögen links die Mutter St. Adalberts im Wochenbette, rechts die Taufe des Neugeborenen; die Eltern legen den traurigen Knaben auf den Altar und bestimmen ihn für den geistlichen Stand.

Wiederum unter zwei Rundbögen: Die Domstühle zu Wandbetru. Von rechts, aus diesem heraus tretend, empfängt ihn der Vorsteher mit feiner Begleiter.

nach Prag zurückgekehrt, iniet er in dringlichem Gebet vor einer Kapelle; zu Wänsche von Prag gewährt, wird er von Kaiser Otto I. mit dem Stabe belehnt, als Bischof treibt er einen Teufel aus, im Schale erscheint ihm der Helland und mahnt ihn, Gsisten, welche in die Gefangenschaft eines jüdischen Kaufmannes geraten sind, auszulösen; da seine Mittel zur Auslösung nicht genügen, auszulösen; da seine

Vertrag, in das aventinische Kloster, so führt er jene vor den Herzog; er bei der Bedienung der Vorber ein Wunder; ein mit Wein gefülltes Gefäß entfällt ihm, ohne Schaden zu nehmen.

—Weiter auf dem rechten Flügel von oben beginnend: St. Adalbert fährt in einem Schiffe zu den heidnischen Preußen, um sie zu bekehren; er tauf viele der Freußen, er predigt ihnen; sein Halbbruder Gsautentius list die Weise, welcher

neue St. Adalbert neht zwei Weislingen, auf der anderen Seite eine Schaar heidnischer Weiden bewohnt; St. Adalberts Martertod 997, seine drei Begleiter entziehen nach rechts; der Kopf des Heiligen ist von den Heiden auf eine Stange

gehängt, der in der Ferne auf dem Kreuz zu sehen ist, ein anderes Gepräge erhalten. Während alte Baum hat weichen müssen, damit der Zweck, die Verwirklichung des Planes, durchgeführt werden konnte, so daß das „Einst und Jetzt“ des Domes zunächst vielleicht etwas laßl wirkte. Doch haben sich auch diese Mängel teilweise wieder beseitigen lassen, so daß das Gotteshaus inmitten des feierlichen Gedrängs wieder ein das Auge befriedigendes Gesamtbild gibt.

### Die Schilderzunft.

Da sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen, doch Gebot; aber die Heiligen landen in Stein an den Porten, und am Hochaltar hing, hölgern aus Kreuz geschmückt, der Erlöser.

Auch waren Gemälde und Wandmalerei mit den Bildern der höchsten Gnade; die heiligen Gestalten gingen in farbig gebönten Gewändern, die heiligen Zeichen der Himmelsverheißung schmückten die Felsler der Wörmung.

Tief aber glühten die Tafeln mit goldenen Stränden, darauf im Troß ihrer englischen Knaben die Himmelskönigin selber das bunte Farbenreich trug.

Sie hielt das Kind auf dem Schoß und war ihm die lächelnde Mutter, wie sie der sündigen Menschheit die heulreiche Fürsorgeerin war.

Ein Schild hielten sie sich eine Tafel, künstlich auf Holzgrund gemalt, und alle Schilder der Ritter waren in bunten Wappen geziernt nicht so schön wie das Schild mit dem Bild der hochgeliebten Jungfrau. Die tölnischen Meister der Schilderzunft kannten zuerst das stoffliche Wunder, einem Spiegelbild gleich die süße Erscheinung zu malen, mit sauberem Vniel auf eine Tafel von Holz; aber der Augentier hand leibhaftig barin und lächelnd der lebendige Mund.

Sie lockten das himmlische Wunder hinein in den kühnenen Tag; Wirklichkeit wurde den Zinnen, was in den Werten des Vorsther und im Braut ihrer Gsänge die gläubigen Herzen abend erfüllte.

Kunstliche Meister und ihre Stellen hoben das Wert ihrer Hände hoch in den Raum; die Schilderzunft kam ins Glas, die sie dem Himmel die Farben und feinen ewigen Glanz einen Schimmer zu stellen vermochte.

geleitet, der in Zücher gefüllte Körper zwischen der Stange und einem Baume aufgehängt, ein Adler sitzt daneben, den Reichman benachend. Herzog Boleslaus Chrobry von Polen ließ den Reichman gegen das gleiche Gewicht Gold geflegt; die Überführung des Reichmans nach Polen, woran dreierlei rechts ein Bischof mit einem Weislingen, iner ein Handsohn schwingend, von dem nachfolgenden Zug wehrten links der Herzog und seine Gemahlin sichtbar, feinstwärts inien zwei Anbändige. Die Beisetzung des Reichmans im Gnesener Dome, in Gegenwart des Herzogs und des Bischofs 999.

Die hier dargestellten Handlungen lassen auf direkte Bestellung von polnischer Seite mit Sicherheit schließen, während über die deutsche Werkstätte, in der die Bronzefiguren hergestellt wurden, keine dokumentarischen Nachrichten vorliegen. Auch eine genauere Zeitbestimmung ist nicht möglich, aber es ist anzunehmen, daß die Erzfiguren im 12. Jahrhundert gegossen wurden, so daß sie dem vollendeten Steinbau des Domes eingefügt werden konnten. Es lag nahe, sie mit der Blüte des Bronzegefäßes in Silberstein in Zusammenhang zu bringen, wie sie durch den kunstfertigen Bischof Bernard eingeleitet und mit Erfolg auch nach seinem Tode fortgesetzt wurde. Gegen diese Annahme sprechen zunächst finanzielle Gründe. Die Gnesener Meister zeigen erhebliche Fortschritte gegen die Hildesheimer Arbeiter. Die Lokstoffe, bis zur Verrentung getriebene Bewegung hat einer gewissen feierlichen Mühe Platz gemacht, die Körperverhältnisse sind sorgfältiger beobachtet und naturgetreuer wiedergegeben, die Köpfe springen nicht mehr zu voller Rundung aus der Fläche hervor, und der Faltenwurf fällt in ruhigen, häufig an die Antike erinnerndem Fluss. Die Gruppen erscheinen meist mühselos in den Raum hineingestellt, und das Hintereinander

der Figuren ist nach Möglichkeit vermieden. Rundbogen deuten Innenräume an, Säulenstellungen und Kuppeln Außenarchitekturen, ein Baum die Korbarchitektur. Bedeutendste ist auch das schon erwähnte Mantelwerk, mit Säulen und Thüren durchbrochen, die Nischefelder umgibt. In näherer Silberwandarbeit zu dem Gneinerer Portal steht die Krönung des Erzbischofs der Sophienkirche in Nowogrod, die im Auftrag des Bischofs Alexander von Plogd durch Vermittlung des Erzbischofs Wichmann von Magdeburg bei dem in der letzteren Stadt anässigen Meister Aquinus bestellt und zwischen 1152 und 1156 gegossen wurde. Bel aller Verschiedenheit der Motive — hier die stoffliche Entwicklung vom Silberfuß bis zur Gefäßform — dort die Legende des heiligen Adalbert — ist die Ähnlichkeit der Komposition, der Raumfüllung, der Behandlung des Körpers und der Gewandart trotz der Verschiedenheit der Technik — Bronzeplatten auf Eichenholzgrund — augensällig. Diese Silberwandarbeit berechtigt zu der Annahme der gleichen Werkstätte für beide Erzarbeiten, die durch eine andere Überlieferung gestützt wird, daß sie ursprünglich zum Schmuck einer Polener Kirche gedient hätten, gestiftet von Boleslaw II. Auch der Vorgang der Bestellung für Gneinen dürfte ein ähnlicher gewesen sein. Selbst für ihren Zeitpunkt wird sich bei Berücksichtigung der politischen und religiösen Verhältnisse ein festerer Anhalt geminnen lassen. Im Jahre 1157 hatte Friedrich Barbarossa durch einen bis vor Polen durchgeführten Einfall den Polenherzog zum Frieden gezwungen und für die Belagerung der Streitigkeiten mit Wladislaus, dem Herrscher von Krakau, Slesien und Bommern, einen Tag festgesetzt — in Magdeburg. Hier mögen auch die Aufträge Mikasios IV., der die Kulturverbindung mit dem Westen zu schärfen wußte, an die deutlichen Werkstätten erfolgt sein. Da nämlich die Höhen- und Breitenmaße der beiden Türzängel sowie die Art der Metalllegierung erhebliche Unterschiede aufweisen — die Waage weichen um mehrere Centimeter voneinander ab, der linke Krügel hat einen größeren Kupfergehalt — ist die Annahme, daß der Guß nicht in denselben Ofen oder doch wenigstens nicht zu derselben Zeit erfolgt ist, nicht ohne Begründung. Der Adler neben dem Zeichen des heiligen Adalbert, der die lechischen Relief der rechten, die Magdeburger Domkirche auf dem dritten Relief der linken Portalplatte erhalten eine fast demselben Bedeutung, indem sie die polnischen und die deutschen Ansprüche an die Fürstenthümer darstellten und so an die ostslawischen Überlieferungen anknüpfen.

Um die Mitte des 15. Jahrhunderts lebte im Lande Polen die Blüthezeit der spätgotischen Bauweise ein, und es bildeten sich engere künstlerische Beziehungen zu der nächstbenachbarten slesischen Metropole heraus: so wurde im Jahre 1462 bei dem Breslauer Meister **Joh. Zauchen** die Metallplatte für das Grabmal des Erzbischofs Johann IV. von Gnesen in Krakau angefertigt. Das Werk ist leider verlorengegangen. Dagegen ist eine andere bemerkenswerthe Arbeit, das Grabmal des Erzbischofs Jakob III. Sieminski, gest. 1480, im Gneinerer Dom erhalten und in der Westmauer des Mittelschiffes aufgestellt. Die Zeichnung ist in die Metallplatte eingemeißelt, wie es vor der Aufdeckung des Reliefsfalls schon der Fall war, und stellt ein in Krakau unter einem reichen gotischen Aufbau. In den Nischen der beiden Keller derselben die zwölf Apostel, in den fünf Thürnen Gottvater und ihn umschwebende Engel. In den Ecken der Platte die vier Evangelistenzeichen, zu den Füßen des Erzbischofs sowie in der Mitte des oberen und der beiden seitlichen Teile des Schriftbandes das Wappen Dembo. Vergau schreibt das Werk aus stilistischen Gründen **Hermann Schöber d. A.** zu. Stobte ist mehr geneigt, auf eine norddeutsche Werkstatt zu schließen, und begründet seine Ansicht mit unzulänglichen Proben, daß das an der Basis der Keller angeordnete Ziergemauerwerk. Aber die reiche gotische Architektur weicht doch eher auf südwestlichen Richtung hin. Der allem ist die oben auf einem Schild angebrachte Nimmlemaße zu beachten, die mit ihrem Dreieck, dem seitlich angefügten Kreuz und dem unterwärts unten auslaufenden Ende an die des **Veit Stroj** erinnert, wie sie doch ebenfalls im Gneinerer Dom befindliche **Grabmal des Erzbischofs Dietrich**, gest. 1493, zweifelslos zeigt. Hier handelt es sich um ein Werk des **Kraukauer Meisters**, das sich seinem Grabmal, **Kallm IV.** in Krakauer Dom würdig zur Seite stellt. Der rotearmor ist in beiden Platten derselbe. „Der mit dem ersten Kreuzstein beginnt, in der rechten ein Buch

tragend, vor einem von zwei Engeln gehaltenen Teppich. Ein Dreieck schließt die Gruppe ab; die beiden Zwickelfelder sind von einem leicht mit Wergeln besetzten Blattwerk gefüllt, das zum Trank führt, aus dem der Erzbischof die goldschmiedearbeit in zartem Relief nachgebildet. In der liebevollen Detailbehandlung steht, wie auch bei dem Grabmal des **Veit Stroj**, der in großen Linien gehaltene Krallenwurf des Gewandes gegenüber. Die durch die Hände aufgenommene Kugel spannt sich über dem leicht vorgelobten rechten Knie und trittet sich vor dem Unterleib zu unruhig gebauchten Massen, während sie den mächtigen Brustkasten fast umschließt. Das Chorbein schmiegt sich über den schon herabfallenden vollen Unterarm, das erst über den Hüften wieder weillo ausläuft. Der reichsten Gewandart entspricht der kraftvolle Ausdruck der energischen Gesichtszüge, das markig vortragende Kinn, der willensstarke gesohlene Mund, die leichtgetrimmte Nase, die breite gestrichelte Stirn, ein Bild selbstbewußter Mächtigkeit.

Der Domstich in Gneinen hat vier bemerkenswerte Kapitel für die Häuser von heiligen Märtyrern aufzuweisen. Das für den St. Agnes, des heiligen Agnes bestimmte goldene Reliquiar wurde 1494 dem Polener Goldschmied **Jakob Wach** in Auftrag gegeben und unter Aufsicht des Jerusalemitäters Generalvikars Jakob Wollca angefertigt. Als Arbeit mit Perlen und Edelsteinen besetzt, bringt es auf den Seitenflächen acht Gewandungen aus dem Leben des heiligen Adalbert; die Reize des Kraben für das Bisthum, seine Aufnahme in die Magdeburger Domkirche, eine Teufelsanstrengung, die Befreiung der Preußen, seine Ermordung, seinen zwischen den Händen aufgehängten Leichnam, den heiligen mit dem Kopf in der Hand, die Auslösung seiner Leiche. Diese Szenen entsprechen denen der berühmten Gneinerer Domtäre 2, 3, 6, 12, 14, 15, 16, 17. Eine solche Uebereinstimmung wäre gegenständlich begrifflich, gewinnt aber durch die Ähnlichkeit der Gruppierung erhöhte Bedeutung. Zugewies ist die Zeichnung der Kräfte sowie die Komposition fast im freien, jedoch nicht gottischen. Die Umrahmung der einzelnen Szenen besteht aus schmalen Wulsten, die in Zwischenräumen durch vertikalen Zwickeln auslaufen.

In den rechten Formen der Spinnstift ist die achteckige Kugel für das Haupt der heiligen Barbara gehalten, die besonders in den klebrigen Umrahmungen auffallende Anlehnungen an das Reliquiarium des heil. Stanislaus in Krakau aufweist. Mit Krabbe, Krabblume und sich gefällig löslösenden Mantelwurf ausgestattet, geben diese klebrigen in freischwebend, am Halse spitzförmig umwundene Säulen über, die unter einer Dachstange enden. Am Pedel befinden sich eingelebte Steine von den Passionsstätten, die wohl der oben erwähnte Generalvikar Wollca aus Jerusalem mitgebracht haben könnten, wie in den Zwickelräumen die Szenen Zarnow, Dembo, Ricqua und Sulima. Das Ornament ist in fröhlichem Relief getrieben und aufgelöst. Ebenso die figürlichen Darstellungen, auf den Seitenflächen der Kugel: die heiligen Adalbert, Gereon, Verena, Maria, Kolbat, Melchor (s. Casper, s. Weller), Georg und zwei andere, die sich um Wunden öffnen. Es läge nun nahe, an Grund der Erwähnung der Kräfte, die in Krakau auf die gleiche Herkunft zu schließen, aber es erscheint doch wahrscheinlicher, daß eine solche Arbeit unter Nürnberger Einflüssen, die ja gleichzeitig in Krakau maßgebend waren, in Polen entstanden ist. Dafür würden dann auch die deutschen Bezeichnungen Casper und Melchor sprechen.

Mit dem **überrnen Stadtthron des heil. Adalbert im Gneinerer Dom** befinden wir uns dann inmitten der deutschen Hochrenaissance in ihrer allmählichen Geltung im polnischen Schatz. Die in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts mit der Barockform Andreas Schülers ihren Höhepunkt erreichte. Im Jahre 1659 hatte der kaiserliche Kanzler Wenzel Wesselsin die Kathedra Gneinerer betreten und unmittelbar nach seinem Amtsantritt seinen Freund Adalbert Blichowicz, der, 1600 geboren, in dem den Vorkriegsstand beider Werke erworben und dann erst in den Zwickelräumen eingetragenen war, aus Anwesenheit in das Gneinerer Domthron herführen. Dieser Adalbert Blichowicz, von dessen kunstfreundlicher Stimmung auch schon ältere Stiftungen von Archäenstellungen in Ermland zeugen, stiftete nun seinem Namensbrüder einen neuen reichen Grabstein in Gestalt eines Bruchstückes von drei Ellen Länge und einhalb Ellen Höhe aus edelgemem Silber, der laut Inschrift von **Peter von der Wenen** in Danzig ausgeführt wurde und

heute noch eine Hauptsehenswürdigkeit des Gnesener Domes ist. Auf dem Sandstein ruht in Pontifikatstracht der Heilige, das Haupt auf die rechte gestützt, die zugleich das Wärtortkreuz (?) faßt, während die Linke ein Buch hält. Vier reizende Giebelbüchsen flankieren den Sockel an den Seiten. Der Körper des Sarges ruht auf sechs getriebenen Ähren, und die sechs Engelsköpfe aufstehen und ist ebenso wie die Schrägflächen der Deckels mit ausgemalt sehr getriebenen Figuren bedeckt, die Szenen aus der Legende des Heiligen darstellen. — Monographisch ist die Auswahl dieser materialisch frei komponierten Szenen, von denen sieben mit den Darstellungen der Legende auf den bekannten romanischen Gnesener Erzfiguren korrespondieren, während drei neu hinzuzutreten, und zwar: die Einzige in Bronze, die Zeichnung von zwölf Armen, der Weltkaiser Catos II. in Gnesen und die Bekrönung des Boleslaus Chrobry mit der Königskrone, von der die ältesten Quellen nichts berichten. — Über die künstlerische Bewertung des Gnesener Silberartophags wird sich streiten lassen. Die Haltung des sich aufrichtenden Heiligen hat etwa Lufreies, Gesswalmes, ein Eindrud, der durch die starr nebeneinanderstehenden Füße noch vermehrt wird. Die Überarbeitung mit Schmelzwort wirkt verwirrend. Aber im ganzen ist es dem Künstler sehr gelungen, das freie Schmiedewerk Sarges durch die ausgeprägten Flügel der Ähren und der flankierenden, sich oben verjüngenden Engelsköpfe mit harter Bewegung zum Ausdruck zu bringen. Auch die Darstellungen am Körper und am Sockel zeugen von voller Beherrschung des materialisch-perzeptivischen Reliefstils. Jedenfalls ist zu beachten, daß wir in Peter von Reunen mit einer an Gewandtheit grenzenden Zeichnerfertigkeit den Bildnerischen Wert am besten zu schätzen vermögen. — Die Zeichnung des Hünigäse Friedrichs I. und der Sophie Charlotte in der Höhenzollerei des Berliner Domes in dem gesamten Aufbau wie in Einzelheiten auffallend an den Sarkophag des heiligen Adalbert im Gnesener Dom erinnern.

Was an dieser Stelle besonders interessiert, das ist die Persönlichkeit des Danziger Goldschmieds Peter von der Keunen, die für die Preisgabe der deutschen Kunst im Osten, ähnlich wie die Peter von Reunen, ein Vorbild zu sein dürfte. Er war ein typisches Schulmeister. Wir begegnen hier einer ganzen Künstlerfamilie, die ihre Tätigkeit, vom Rheinlande ausgehend, über Danzig und Großpolen bis nach Krakau hin ausdehnt. Reinhold von der Keunen aus Linn

bei Strefels siedelte nach Danzig über und trat 1592, nachdem er den Bürgerer geleistet, in die dortige Goldschmiedezunft ein, in deren Vorstand er zweimal, 1600 und 1609, gewählt wird, 1626 stirbt er und hinterläßt seinen neun Söhnen die inzwischen zu Kauf gelangte Werkstatt. Peter, der letzte unter ihnen, übernimmt die künstlerische Erbschaft, während sein Bruder Hans von den anderen hören vor nichts weichen — nach dem Rhein zurückgeführt und in Köln tätig gewesen zu sein scheint. In dem durch die Wirren des Dreißigjährigen Krieges wenig berührten Danzig blühte damals das Kunsthandwerk, von einem wohlhabenden Kaufmannstande unterstützt, und obwohl italienischen und holländischen Einflüssen zugänglich, in seinem inneren Wesen kernhaft. Schon 1644 erhalt Peter von Reunen den Auftrag vom Zamojeburger Domkapitel, einen überbeschlagnenen Bischofsstuhl auszuführen, eine Arbeit, die ihm mit 432 Rl. 15 Or bezahlt wird, und die ihm gestellten Aufgaben waren, seitdem Wenzel Leszcynski Bischof von Ermland geworden ist. Als Ehrengelohn der Stadt Danzig beim Einzüge Wladislaus' IV. und seiner italienischen Gattin liefert Peter von Reunen die silberne Schale, auf der dem fürstlichen Paare eigens geprägte Denkmäler dargeboten werden, und erhält dafür die beachtliche Summe von 980 Rl. Wladislaus besahnt er aus einer Augsburger Werkstatt eine silberne Krone mit Sultan und Gefolge als stiftliche Gabe für den König. Als dann Wenzel Leszcynski den Gnesener Bischofsstuhl bestiegen hatte, erhielt Peter von Reunen den Auftrag, den oben beschriebenen Silberartophag des heiligen Adalbert herzustellen, und erzielte mit seinem Wert einen so unbefriedigenden Erfolg, daß ihm auch die Aufwertung des Silberchreins für den Leinwand des heil. Stanislaus im Kratauer Dom übertragen wurde. Für diese Arbeit wurden der Waise — der Künstler war vor der Vollendung seines Wertes gestorben — 14 300 Gulden gezahlt. All diese Vorgänge zeugen von dem regen Handels-, Kultur- und Kunstausaustausch, der sich vom Westen her nach dem Nord- und Südosten erstreckte, in dem mächtigen Polenreich des 17. Jahrhunderts einen empfindlichen Boden fand und besonders im Kunsthandwerk erfolgreich mit den italienischen Einflüssen wirkte.

Aus: G. Wallowski, Das Land Polen, wie es war und wurde. (Verlag Georg Westermann-Braunschweig).

### Was Meyers Lexikon über Gnesen sagt.

Gnesen (poln. Gniezno), Kreisstadt in Polen, (1921) 25 694 meist katholische Einwohner, zwischen Hügel und Seen in fruchtbarer Gegend, Knotenpunkt der Bahn Polen-Thurn, hat vom (1000 gepr., im 14. Jahrh. neu aufgebaut, später erneuert; mit Erzbischof des hl. Adalbert, ein wichtiges Konzilforum und Domkapitel, Priesterseminar und Hochschullehre, Verfassungsrat, Realgymn., Zuderfabrik, Lederindustrie und Eisenwerke, Pferdewärde. — G. alter Mittelpunkt Polens, 1000 Erzbischofssitz, vor 1243 Stadt nach deutschem Rechte, bis 1320 Krönungsstadt der polnischen Könige, kam 1793 an Preußen, seit 1919 polnisch. Hl.: St. Karolowicz, Gniezno (poln. in Veröffentlichungen der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften zu Posen). — S. 19. (1892).

Gnesen, Erzbistum, wurde 1000 gegründet; der Erzbischof war seit 1416 Primas von Polen, trug den polnischen König und war seit 1572 bei einer Thronerhebung Reichsverweser. Seit 1821 mit dem neuerrichteten Erzbistum Polen durch Personalunion verbunden (Siedezug: Polen), hatte es als einziges Suffraganbistum Aalm. Durch die apostolische Konstitution „Videmus Poloniae“ vom 25. 4. 1925 ist die Erzbischofse eine Zeit lang polnischen Kirchenprovinzen geworden, hat aber nur Aalm und Wolchowec zu Suffraganbistümern.

### Gnesen, die erste Heimstätte der ins Polener Land einwandernden Deutschen.

Aus Dr. Erich Schmidt-Vromers, Geschichte des Deutschschums im Lande Polen und in polnischer Herrschaft; S. 80: Nur im Fluge waren die Mongolenstärken durch das Land dahingebraust; aber eine Einde hatten sie hinter sich gelassen. Dringlicher als je trat an die Landesfürsten die Pflicht heran, das entvölkerte Land durch alle geeignet erscheinenden Mittel zu heben, und so ist es zu erklären, daß die Einwanderung deutscher Kolonisten in Großpolen durch die Mongolenkürne keine Schmäderung, sondern erstehen Antriebe erhielt.

In den auf diese fürchtbare Epifode folgenden Jahren hatte sich das fürstliche Weidpaaß Pyzmus und Boleslaus, die Söhne des Chobit, wieder in den Besitz von ganz Großpolen zu setzen gewußt. In der That war die Waise ihres Vaters, namentlich aus hinsichtlich des Güters, mit dem sie die kirchlichen Interessen pflegten und andererseits durch Begünstigung deutscher Einwanderung ihr Land zu heben bemüht waren.

In die erste Jahre ihrer Herrschaft nun, vielleicht gar schon in der Zeit ihres Vaters, fällt die Erhebung des alten Gnesen zu einer deutschen Stadtgemeinde (ebenfalls vor 1243). Also gerade hier, in der „Wiege des polnischen Reiches“, in dem „Polen“ (gniazdo), von dem aus der polnische Adler seinen Flug nahm, in dem religiösen Mittelpunkt des ganzen Landes ward dem deutschen Bürgerertum die erste Heimstätte eingeräumt. Natürlich mußte das von solcher Stelle ausgehende Beispiel überall im Lande wirken und Nachfolge finden.

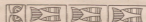
### Ein ergötzliches „Gedicht“ über Gnesen aus dem Jahre 1819\*).

Der Erzbischof von Gnesen,  
Wo noch ein großer Dom,  
Ist vormals viel gewesen,  
Ein Primas unter Rom.  
Da hand er nächst dem König,  
Der einst in Polen war;  
Doch jetzt gilt er nur wenig,  
Ihm blieb kein Wohlthat.  
Klein baut' die Stadt die Erde,  
Die fruchtbar sie umgibt,  
Ihr Wirt ist oft voll Friede  
Und Kinder, die man liebt.

\* Verfasser H. Carl Henkenberg, so. Vierter zu Weiter in der Gedächtniswart, Nr. 64 1819 bei G. Wiedner in Wien. „Vermählung zweier Schwestern“ d. d. 2. 1819. In dem Buch ist, „nützlich aus wertvoller Seite zu Werke und Geographie enthalten“. Die Aimer Seite eigenmächtig und ist die Seite, derer gut gemeinte Historie, die aber auch heute noch beizubehalten wert.



# Die Tagung



Viele Gäste wünsch' ich heut'  
 Mir zu meinem Tische!  
 Speisen sind genug bereit, ... Goethe

## Tagung des Posener Bezirksvereins am 19. Juni und der Vertreterversammlung des Landesverbandes in Gnesen am 20. und 21. Juni 1933

### Tagungsplan:

#### Montag, den 19. Juni

- 8 Uhr Aufsichtsratsb. der „Legut“
- 9 Uhr Generat.vers. der „Legut“
- 11 Uhr Hauptvorstandsb. der „Legut“
- 11 Uhr Jahresvers. des Bezirksvereins Posen
- 15 Uhr Gemeinsames Mittagessen  
(Vorber. Anmeldung erforderlich)
- 16-10 Uhr Zwei Vorträge  
 Dr. Walfher Kubin: Der Lehrer als Heimatforscher  
 Albert Breyer: Wie ich Heimatkunde betreibt
- 20 Uhr Heimatabend  
(Hörfolgen, Gefänge, Laienspiel)

#### Dienstag, den 20. Juni

- 9 Uhr Vertreterversammlung des Landesverbandes  
 a) Geschäftliches (§ 5 der Satzungen)  
 b) Vortrag Dr. Schönbeck: Vom Bildungswert der Erdkunde
- 13 Uhr Mittagessen
- 15 Uhr Vortrag (Berufsberatung)
- 19 Uhr Theaters u. Gesellschaftsabend (Aufführung der Deutschen Bühne Bromberg: „Nina“, Komödie von Bruno Frank)

#### Mittwoch, den 21. Juni

- 9 Uhr Ausflug ins Wehnatal nach Nühburg
  - 16 Uhr Besichtigung des Domes
- Der Geschäftsführende Ausschuß: Jendrike Greckß Hopp

### Gnesener Heimatabend.

1. Vortr. Dr. Rhode.
2. Begrüßung. Herr Lid.
3. Die Spielgemeinde in der Heimat.
- a) Laienspiel: Der Ribelingen Not, ausgeführt von Dr. Böttlers Spielersch.
- b) Zwei Melgen, ausgeführt vom Gnesener Turnverein. Lied: kein schöner Land.
4. Hörfolge: Die Stadt Gnesen im Laufe von 1 1/2 Jahrtausenden. Lied: Mein Heimatal.
5. Hörfolge: Die Heimat im Befehnis der Großen. Lied: Zu Straßburg auf der Schanz.
6. Unsere Heimat und ihre Dichter:
  - a) die unter uns wendenden: Karl Herma, Eugen Ehler (als Vortragenbe),
  - b) die aus der ferne grüßenden: Julian Will, Karl Siwert, Paul Dobbermann,
  - c) die vor uns waren: Karl Busse, Georg Busse-Palma, Ludwig Jacubowski, Rudolf Kögel. (Vortragenbe: Willi Damaschke.)
7. Die Singsgemeinde in der Heimat. Volksliedersing.

### Zum Gnesener Gastspiel der „Deutschen Bühne Bromberg“.

Die „Deutsche Bühne Bromberg“, hingebend geführt von Dr. Hans Tisse, hat den deutschen Lehrerkund in Polen, wenn er seine Jahresstapungen im Posensiden oder Pommerselischen hielt, immer begleitet, um die Tagungsteilnehmer nach des Tages Arbeit zu entspannen, zu erbauen und zu erfreuen. Die Mitglieder der D. B. B. spielen gern vor Lehrern, die sich stets als ein bereit. und dankbares „Publikum“ zeigten. Unvergessen wird den „Faul“-Spielen des Goethejahres das

Gastspiel zur Graudenger Lehrertagung 1932 in der „Goetheschule“ sein.

Zu diesem Jahre sollen die Tagenden einen der besten deutschen Lustspiel. dichter unserer Zeit kennenlernen: Bruno Frank.

Anlässlich der Uraufführung von Franks „Nina“ am Dresdener Staatstheater (September 1931) schrieb Johannes Reichelt im Hamburger Fremdenblatt u. a.:



Dresden hat nun schon die vierte Bruno Frank-Uraufführung erlebt. Niemals eine Enttäuschung. Zuletzt die echten Theatererfolge „Petrucci“ und „Sturm im Wasserloose“). Bruno Frank hat den Mut, die Dinge mit seinem Theaterinstinkt für das Theater zu gestalten. Sein „Sturm im Wasserloose“ führte in die Besirte der Komödie; seine „Rina“ ist echtes, bühnenreineres Theater, ein schönes Meistervorbild die Menschlichkeit eines gebeten Filmstars und einer erprobten Emil-Diva in einer Bombentolle, wie sie die moderne Literatur nicht wieder aufweist.

Diele „Rina“ hat Dr. Zige für die Deutsche Bühne Bromberg erworben und im Februar 1933 zur Aufführung gebracht. Marian Hefpe schrieb in der „Deutschen Rundschau“ darüber:

Der angenehmen hat, der Film werde das Theater verdrängen und töten, hat geirrt. Das Theater erhält durch den Film neuen Auftrieb. Das beweisen die immer zahlreicher werdenden dramatischen Werke, die den Film, seine Menschen und sein Willen zum Thema haben. Auch Bruno Frank, zweifellos der Beste der lebenden Komödiendichter, konnte an dem reissenden Material, das der Film und seine Welt bietet, nicht ohne Weiteres vorbei.

Ein Thema, das packt und gepackt sein will. Ist es bedeutendwert, eine geschickte und unwiderrächtige Filmbild zu sein? Ist es bedeutendwert, ein Double zu sein, ein Doppelgänger des Stars, wie ihn die Filmbildner braucht, der alle langwierigen und alle gefährlichen Szenen übernehmen muß, ohne daß es das Publikum merkt, daß statt der Diva jemand anders durch den Wald huscht, zur langweiligen Maiden-aufnahme steht. Die Diva erscheint nur in Schlüsselmomente. Ihre Haut, ihre Augen, ihre Ketten sind zu schade, sich dauernd dem Licht der Spotlights aussetzen.

Ist es bedeutendwert — das eine oder das andere? Man muß so subtilisiert wie die Filmbildner Rina Wallas sein, um die ganze Silberwürdigkeit zu empfinden, die in dem Trübel liegt, der einen Filmstar umbrantet. Man muß so viel innere Wärme wie Rina Wallas aufweisen, um zu fühlen, daß der Gatte, das Weibchen, die Ehe unter diesem „Nahm“, unter dieser „Popularität“ leiden. Und man muß soviel Willen und soviel Liebe wie die Helbin dieser viel durchgeführten Komödie aufweisen, um trotz aller Ersolge und Liebe zum Film — sich aus aller Identifizierung zurückziehen.

Und an der Stelle der richtigen Rina Wallas erscheint das Double, die kleine Mielitz, in dem neuen Film, um das Publikum merkt nichts. Nichts. Mielitz ist alles — sagt an einer Stelle der Regisseur Duxant, als Substitut selbst, statisch, selbst Köchschmitten, Liebesbriefe, Vertragsentwürfe an Rina Wallas, die es ja gar nicht ist. Mielitz ist alles.

Die richtige Rina zieht sich nach München zurück. Hat ihre Ehe, ihren Gatten, ihre Ruhe, ihr Haus, ihr Glück. Ihr Glück? Mielitz ist alles. Als die falsche Rina nach München

kommt, umjault, umschwirrt, bricht wieder das Bühnenblut durch. Aber: Mielitz ist alles. Sie bewahrt ihrem Kanne das Glück und sagt, sie sehne sich nicht mehr nach alledem zurück.

Eine interessante, man möchte sagen wohl komponierte Komödie. Kontrapunktlich in mehrfachen Sinne ergötlich: Die echte und falsche Rina, der der echten und der der falschen Rina. Ein Zusammenstoß, das ein Gegen-Ziel ist, gestrichelt im Dialog, zündend, flammend. Es ist keine Nachahmung, dafür aber ein untergründiges Schmunzeln, läßt immer wieder eine stille Keckheit durch den Saal Wellen schlagen. Getragen wird das Werk von der Trägerin der Titelrolle, die notgedrungen auch die Rolle der Trude Mielitz, des Doubles, spielen muß. Es ist eine Bombentolle und wird bei der hiesigen Aufführung ein Bombenerfolg für Frau Charlotte Damalache. Sie ist tödlich in diesem Gegenüber der wohlhölligsten Diva und der kleinen Statistin, die unversehens hinausragt zum Star, der sein Double hat. Aber sind gewohnt, daß Frau Damalache Rollen wie die der Diva mit Sicherheit meistert. Aber in Rollen wie die der Trude Mielitz, der feinen frechen Berliner Pflanze, haben wir sie nie gesehen. Aber wir haben uns auch noch nie so begeistert können für die Vielfältigkeit schauspielerischen Könnens, wie in diesem Falle. Denn ein so nitantesches Spiel, wie es hier geboten wird, ist selten. Von der frechen bis zur eben herausgeworfene, von der verheulenen Mielitz bis zur langweiligen Getremiten, der Weg zum Star ist offen, und schließlich dieser „Star“ selbst — das ist ein Kabinettstück ersten Ranges, zu dem man gratulieren muß. Die Mielitz war bei manchen Szenen so stark (z. B. im dritten Akt), daß man zeitweise das Eintreten der zweiten Rina Wallas erwartete, bis man sich in Erinnerung rief, daß das ja gar nicht möglich ist. Als Gattin fand Frau Damalache Edne, die nicht nur von der Zunge kamen; sie kamen wohl temperiert durch ein kluges Frauenhörn aus dem Herzen.

Den Gatten machte Dr. Hans Tike; mit viel Würde Versehen für sich und sein Schicksal fordernd und findend. Herbert Samalowitz wies als Regisseur Duxant das entsprechende Quantum Kalkulationsgeist auf, um selbst über größte Hindernisse und alle Sentiments hinweg seinem Film zu dienen. Hervorragend war, wie wir es in letzter Zeit nicht anders gewohnt sind, Julia von Zawadzki als Sekretärin Eva Weininger. Sicher im Spiel und Sprache, findet sie trefflich den Ton, der es glaubhaft macht, wenn Duxant ihr versichert, daß sie ihm fehlen werde. Hier wird eine Rolle bis zum Rand ausgefüllt mit einer optisch wie akustisch höchst erfreulichen Substanz. Curt von Zawadzki, in dessen sicherer Hand auch die Spielleitung lag, mimte trefflich den Duxantenspieler. Die Damen Sandertli, Steinberger und Madach bewährten sich in kleineren Rollen.

Die Bühnenerfolge sollten härteren Weisfall als Dant für Wert und schauspielerische Leistung.

Bruno Frank's „Rina“-Komödie wird am 20. Juni gewiß auch in Gnesen viel Freude machen.

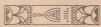
## Nach der Gnesener Tagung — Fahrten ins Gnesener Land

1. Nach den Tempelresten im Lettberger See (Tempelinsel mit Bauresten aus heidnischer Zeit, die sagenumwobene Kücheninsel)
2. Fahrt an den Strand des Niedziegiel, den Skorzeciner See
3. Wanderung durch die „Gnesener Schweiz“ (Als Morgenausflug für Wanderlustige gedacht)

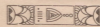
### ... und Wanderungen durch das „Posener Land“

1. Eine Fahrt nach den Eichbergen von Wirsiß
2. Wanderung durch die Kolmarer Schweiz
3. Eine Fahrt ins „Land der 50 Seen“ (Birnbäum-Zirke)
4. Rujawienfahrt. Hohensalsa, Hansdorf, Kruschwitz
5. Besichtigung der Stadt Posen

Für Führung ist geforgt. Bei genügender Teilnahme können alle die Ausflüge wohl unternommen werden



# Das Tagungsthema



Ohne Idealbilder erkennt die Seele nichts.

Aristoteles

## Eine klassische Rede zu unserem Bundesthema, vor 150 Jahren gehalten von J. G. Herder.

Ich habe mir vorgenommen, von der Annehmlichkeit, Rühmlichkeit und Ruhmempfindung einer Schulwissenschaft zu reden, von der ich vor zwei Jahren eben in diesem fürstlichen Gymnasium den sonderbaren Ausdruck gehört habe, daß sie ein für die Jugend trodenes Studium sei, und in der ich bei manchen Examibus, die ich zu halten gehabt habe, manche Jünglinge fremder gefunden habe, als ich sie wünschte. Es ist nämlich diese Wissenschaft keine andere als die Geographie: ein Studium, das nach meinen Begriffen eben so trocken ist, als wenn ich die Finz oder das große Weltmeer trocken nenne, da ich wenige süßlich-saftenkenne, die so reich an nützlichen und angenehmen Kenntnissen, zugleich aber auch so notwendig für unsere Zeit und den Jahren der Jugend so angemessen ist, daß ich mich wundere, wie irgend ein edler wohlzogener Jüngling in den schönsten Jahren seines Lebens sie nicht vor andern lieben sollte, sobald sie ihm in der Gestalt erscheint, in der sie ihm erscheinen muß, nämlich als die Grundstätte und Hülfswissenschaft für alle der Studien, die gerade in unserm Jahrhundert am meisten geliebt und geschätzt werden. Erlauben Sie also, daß ich ein kleines Gemälde der Materie und der Methode entwerfe, in dem ich sie selbst in den besten Jahren meines Lebens mit dem äußeren Vergnügen gelernt und mit eben so vielem Vergnügen andere gelehrt habe. Ich rede aus Erfahrung, und die Sache wird für sich selbst sehen.

Freilich, wenn man unter Geographie nichts andres versteht, als ein trodenes Namenverzeichnis von Ländern, Flüssen, Gewässen und Städten, so ist sie allerdings eine trodene, aber auch zugleich eine so unendlich behandelte und miserverstandene Wissenschaft, als wenn man an der Historie nichts als ein Verzeichnis von Namen und Zahlen, an der Naturgeschichte nichts als ein trodenes Studium der nicht nur nicht bildend, sondern in hohen Grade abschreckend, fast und nutzlos. Auch ein großer Teil der politischen Geographie sowie die bloß politische Historie hat für die Jugend nicht Reize, ja, wenn man die Wahrheit sagen soll, nicht einmal Verständliches genug, da von den meisten Kriegs- und Staatsationen, die in der Welt gehandelt worden, der Jüngling so wenig richtige Begriffe hat, daß viele meistens auch noch manchen Erwachsenen fehlen. Aber ist dies wahre Geographie, wahre Wissenschaft? Ist elende Komenclatur eine Sprache? Ist ein Vokabelbuch auswendig gelernt denn das, was ein guter Schriftsteller ist? Und würde man nicht einen Revidenten für sinnlos halten, der, um Lateinisch und Griechisch zu lernen, nichts als das Verzeichnis lieder? Und gerade das ist Geographie und Geschichte, wenn man sie bloß als Namenverzeichnis von Flüssen, Ländern, Städten, Königen, Schlachten und Friedensschlüssen gebraucht. Wie dies sind notwendige Materialien, aber das Gebäude muß davon erbaut werden, sonst sind sie Steine und Holz, d. i. Schutt, an dem sich kein Reich freut, in dem keine lebendige Seele wohnt. Die Farben sind dem Maler notwendig, aber er braucht sie zum Gemälde: alsdann erst erkennen sie das Auge und unterrichten die Seele. Wollen Sie uns sehen, was das Wort Geographie uns schon seinem Namen nach sagt.

Es heißt *Geographia* *Gnōsis* ist die Kenntnis der Erde, überhaupt die Wissenschaft des Erdbaus, vor allem notwendig, eine Kenntnis, die so wichtig als leicht und angenehm-unterhaltend ist. Wer wird das wunderbare Gans nicht lernen wollen, in dem wir wohnen, den abwechselnden Scheinlauf, auf den uns die schaffende Güte und Weisheit zu leben hat auf gefunden? Die Erde also, eine Kugel, als einen Planeten kennen zu lernen, sich die allgemeinen Gesetze bekannt zu machen, nach denen sie sich um sich selbst und die Sonne bewegt, was uns dadurch Tag und Jahre, Klimata und Regionen der Welt, was alles mit der Pflanzwelt und Wälder vortragen, die der grobe Gegenstand fordert: wenn das nicht der Geist erweitert und erweitert, was sollte ihn erheben und erweitern?

Es gibt einem edlen Jüngling einen Teil jener erhabenen Freude, die wir haben, wenn wir solchen Traum beim Glauben oder einer erhabenen Musik hören; denn diese Kenntnisse sind eine wahre Musik des Geistes. Aus der größten Einheit von Naturprinzipien wird eine ungemessene Reihe von geographischen Folgen sichtbar, die wir täglich empfinden und genießen, und von denen doch jeder Verständige Aufschluß wünscht. Lebenslang werden mir die Zeiten aus der Morgenröthe meines Lebens auch im Andenken ein angenehmer Traum bleiben, da meine Seele diese Kenntnisse zuerst erlangt und ich über die Grenzen meines Gebirgslandes hinaus und in die weite Welt Gottes, in welcher unser Erdball schwimmt, entzückt ward.

Der Planet, den wir bewohnen, teilt sich in Erde und Wasser. Seine sicht wie ein Berg hervor, zu dessen beiden Seiten, wie auf einem plano inclinato, Ströme rinnen; dies ist das große Behältnis von Wässern, aus dessen Tümpeln, durch die Luft geleitet und durch die Höhen der Berge ausgegossen, die Luftströmung der Fruchtbareit und Nahrung der Erde, werden. Welche Flüsse von schönen und nützlichen Kenntnissen, die in dieser Betrachtung ruhen! Wenn der Jüngling in Gedanken jene hohen Erdrücken bestiegt und ihre sonderbaren Phänomene kennen lernt; wenn er lobend mit den Flüssen hinab in die Täler wandert, endlich an die Ufer des Meeres kommt und überall andere Geschöpfe, an Mineralien, Pflanzen, Tieren und Menschen gewahrt wird; wenn er erlehnet lernt, daß, was ihm in der Gestalt der Erde und Chaos war, auch seine Sprache und Erziehung hat, wie die Natur nicht nur den Menschen, sondern auch allen andern Wesen, in allen ihren Sitten, Tugenden, Sitten und Religionen weichen und sich verändern und ungedacht aller Verstecktheit das Menschengeistlich doch allenfalls einen Strahlenschleier ist, von einem Schöpfer erschaffen, in einem Bestimmung nach einem Ziel der Glückseligkeit auf so verschiedenen Wegen ringend und strebend; wie wird sich kein Bild erheben, wie wird sich keine Seele erweitern! Indem er die wunderliche Produkte der Erde, die wunderliche Gattungen der Schöpfung in diesem oder jenem Klima, die wunderliche Denkmäler, Gebirge, Lebensweisen seiner Väter, der Menschen, kennen lernt, die alle mit ihm das Licht einer Sonne genießen und einerlei Gesetze des Schicksals gehorchen; wahrlich ist muß ihm die Geographie des reisenden Gemüths eine voll Reizen der Klugheit, Menschlichkeit und Religion werden.

Er wird, ohne daß er sein Vaterland verläßt, ein Wälder, der die Erde durchweilt, viele Völker, Länder und Sitten, voll Klugheit und Tugend kennen lernt, und wenn ihm jenes von ihm nicht genügt, wird er so manche ein Land und Völkerkennt sein, die dadurch nicht über in den Kopf von große oder geläuterte Empfindungen ins Herz erhielt. O hätte man doch fürzulege, solche, intolerante Barbaren, die sich einbilden, daß außer ihrem Erdborn kein Heil sei, und daß die Sonne der Menschheit nur in ihrer Höhle scheine, in ihrer Jugend nur Geographie und Geschichte besser gelernt; unmöglich würden sie die enge Winde ihres Hauptes zum Schirmmesser der ganzen Welt und die Sitten ihrer eingeschränkten Winfels zur Regel und Richtschnur aller Zeiten, aller Klimata und Völker gemacht haben! — In meinem geminen Zeilmerkmale muß ich bekennen, daß Geographie und Geschichte (beide im wahren und würdigen Umfang ihrer Begriffe betrachtet) zuerst das betrachten haben, eine Reihe von Vorurteile abzuschütteln, Sitten und Menschen zu vergleichen und das Wahre, Schöne, Nützliche zu finden, in welcher Gestalt und Sphäre es sich von außen auch zeigt. Auf diese Weise dienen Geographie und Geschichte dem nützlichsten Philoophie auf der Erde, nämlich der Philoophie der Sitten, Wissenschaft und Munde: sie schärfen den *sensum humanitatis*\* in allen Gestalten und Formen: sie lehren uns mit erleuchteten Augen unsere Vor-

\*) Menschengeist.

teile sehen und schäßen, ohne daß wir dabei gegen eine Nation der Erde verachten oder verächtlich wöllten.

Es ergibt sich aus dem, was ich gesagt habe, daß Geographie, auf eine wirksame Art mannigfaltig, reich, anschaulich gemacht, von der Naturgeschichte in der Natur der Völker unabtrennlich sei und zu werden die wahre Grundlage der wirklichen Naturgeschichte ist das, was Pflanzen und Thierwelt am meisten reizt, was aus ihren Stoff mit der reichsten, reinsten, wahrsten, brauchbarsten Bildern und Ideen füllt, die ihnen weder die apothionische Ghrte\*) noch Zogit und Methaphisik geben; und die wahre, angenehme, nützliche Kindergeographie ist die Naturgeschichte. — Der Gelehrte und der Lehrer der Naturgeschichte interessieren einen Knaben weit mehr als die acht Vierfüßler des heiligen römischen Reichs in ihren Kermelmäulen und Pelzen; die großen Revolutionen der Erde und des Meeres bei Vulkanen, der Erde und Luft, den periodischen Winden u. s. f. und keinen Jahren und Kräfte viel mehr angemessen, als die Sebanterien zu Negeusburg u. Beglar\*\*).

Durch die Naturgeschichte zeichnet sich jedes Land, jedes Meer, jede Insel, jedes Klima, jedes Menschengeschlecht, jeder Weltteil bei ihm mit unvergleichlichen Charakteren aus, um so mehr, da diese Charaktere beständig sind und nicht mit dem Namen eines sterblichen Regenten wechseln. Das ägyptische Noß, das arabische Kamel, der indische Elefant, der afrikanische Löwe, der amerikanische Aiman, u. s. f. sind beständigere Symbole und Wappenzüge einzelner Länder als die wandelbaren Örenen, die irgend ein sterblicher Herrscher von und vielleicht durch den neuen Krieg verändertes ein unverständliches Gemälde einander zu nahe grenzen, da die Rette aller Erdvölker zu verdingen einander hängt; so wird eines die Erinnerung des andern. Der Berg erinnert an Metalle und Mineralien, an Quellen und Ströme, an die Wirkung der Atmosphäre, sowie an Tiere und Menschen, die ihn oder seinen Abhang bewohnen. Alles fügt sich aneinander und ergibt sich dem Geiste des zu bildenden, nicht als unverständliches Gemälde, sondern voll lehrreicher Bäte, die in alle Wissenschaften übergehen und allenthalben von vielseitigem nützlichen Gebrauch sind.

Insonderheit weiß jedermann, daß die Geographie zunächst der Geschichte, und zwar jeder Geschichte, der politischen und gelehrten, der Kirchen- und Staatsgeschichte,

\*) Eine von Apthosion, einem griechischen Historiker aus Antiochia, aufgestellte Form des Vulkans.

\*\* Besitzt sich auf den feldensenden Gang in der Geschichtsführung des Reichstanzmergersitzes zu Negeusburg und Beglar.

## Was mache ich mit erdkundlichen Quellenstücken im Unterricht?

Eine Anregung von Dr. Fr. Schnajß.

Soll lebensfrische Anschaulichkeit in Geographiestunden herrschen, so müssen außer Karten, Bildern, Zahlen — Reiseerzählungen und Landchaftsbeschreibungen benutzt werden. Ueberall da, wo der zu betretende Raum der eigenen Schau entbehrt ist, wird die Quelle nötig. Daß wir dabei nicht eine 7-beltliche Landchaft oder Ziehung herausgreifen, sondern Typisches, für uns Bedeutsames, nicht als ungelächelt der unabwehrbaren geographischen Stofffälle wohl zu sehen, Willkomm muß jeder Lehrer sich diese Frage ernstlich überlegen: was mache ich mit erdkundlichen Quellenstücken?

Die richtige Antwort unterbreiten wir am besten durch die kritische Frage: „Was sollte mit erdkundlichen Quellenstücken

zwei unterschiedene Benutzungsweisen sollen notwendig aus zweier Quellenbenutzungen: das bloße Vorlesen und das gedächtnismäßige Nachzählen. Wer sich damit begnügt, daß sich nicht einbinden, er treibe geographischen Arbeitsunterricht!

Wirksame Quellenstücke sind keine Lesefrüde! Sie wollen nicht heruntergelesen, sondern durchdacht, durchdrungen, ausgegüßelt sein. Das unverständliche sind findet von selbst das gefundene wird. Mehr springt dabei hervor, wenn ihm das Ganze nur vorgetragen, die es auf Grund des zu Hause wiederholt gelesenen Quellenstückes beantwortet.

Schülervorträge sind noch kein Zeichen der Selbsttätigkeit. Wir haben heute allen Anlaß, den blühenden Glauben aus Gedrude der Jugend abzugeben. Gaben die Kinder ein Quellenbuch in Händen, so muß ihnen ausdrücklich gesagt werden: benutz dies Buch nicht wie ein Buch mit biblischen Geschichten. Am möglichst vorzutragendes Nachzählen kommt es nicht an. Es wißt sogar unwarh und lächerlich, selbst du

diene, ja ich darf sagen, daß die Geschichte ohne Geographie sowie ohne Zurechnung größtentheils ein wahres Luftgebäude werde. Was hilft's dem Jüngling, wenn er weiß, was geschehen ist, ohne daß er weiß, wo es geschehen ist? — Und warum ist so oft die alte Geschichte eher ein unfruchtbarer Traum als eine wahre Geschichte zu nennen? Nicht auch unter andern deswegen, als weil sie so oft von der alten Geographie getrennt wird und also von lauter Schattengeschäften redet, die in der Luft hängen? Durch die Geographie wird die Geschichte gleichsam zu einer illuminirten Karte für die Einbildungskraft, das Gedächtnis, ja für die Beurteilungskraft selbst; denn nur durch ihre Hilfe wird es deutlich, warum diese und keine andere Völker solche und keine andere Rolle auf dem Schauplatz unserer Erde spielten; warum diese Regierungen so fruchtbar hier, jene dort herrschen konnte, dies Reich laub, jenes tur, das Reich, warum die Wundtaten und Reiche so und nicht anders aufeinander folgen, so und nicht anders zusammen greifen, sich belassen oder vereinigen konnten; woher die Wissenschaften und die Kultur, die Erfindungen und Künste diese und keine andere Völker nahmen, und wie von der Höhe Aiens durch Assurer, Perler, Agppter, Griechen, Römer, Araber, Europäer endlich der Wall der Weltgedenken und Weltkräften sich hoch hebt, sich dortin gut behaltend ist. Ich würde handlung haben müssen, wenn ich dies alles auch nur in den nöthigsten Grenzen zeigen wollte. Kurz, die Geographie ist die Basis der Geschichte, und die Geschichte ist nichts als eine in Bewegung gesetzte Geographie der Zeiten und Völker. — Wer eine ohne die andere treibt, versteht keine, und wer beide versteht, sollte wie der Waidwurm nicht auf, sondern unter der Erde wohnen. Alle Wissenschaften, die unter der Erde sich schäuf, befördert und behohet, gründen sich vorzüglich auf Philologie und Geschichte; Handel und Politik, Öonomie und Rechte, Arznetkunst und alle praktische Menschenkenntnis und Menschenbearbeitung gründen sich auf Geographie und Geschichte. Sie sind der Schauplatz und das Buch der Haushaltung Gottes auf unserer Welt: die Geschichte das Buch, die Geographie der Schauplatz. In jeder Wissenschaft der Akademie muß ein Studierender zurückerleben, wenn er diese Grundwissenschaften, beinahe die Materie, des Ganzen, besagen will, wenn er nicht gelernt, nicht von Schulen mitbringt. Müßig, wenn sie auf denselben in einer schönen, reizenden Gestalt ab! Wirklich, wenn ihre Unterhaltung nicht das Gedächtnis füllt, sondern die Seele bildete und den Geist ausfüllt!

dem Fortschrittstenden einfach etwas nach, was du selbst nicht geben, nicht gehört, nicht erlebt hast. Treue das Sachliche von Persönlichen. Hebe heraus, was du da erfahren über das Aussehen der Landschaft, über das Klima, über die Beschäftigung der Bewohner usw.

Je freier die Wiedergabe erfolgt, je gründlicher der Stoff durchdacht wurde, um so bildender war die Arbeit für den Schüler.

Die ständige Voraussetzung ist die: alle haben das Stück häuslich durchgearbeitet und in der Klasse wird der Kerngehalt in freiem Gespräch gefläßt und erregt.

Um nicht in Allgemeintheien reden zu bleiben, will ich drei Arbeitsfälle etwas ausführlicher skizzieren.

Stoffgebiet: Außer Europa. Völkerverhitz: Afrika, tropische Waldländer.

1. Arbeitsfall: Alle Schüler lesen zu Hause, Urwald in Amerika\*\* von dem Bonner Geographen Prof. Leo Babbel (abgedruckt in Schnajß-Bildern, Gedächtnisbuch Quellenbuch, Außer Europa I, S. 71f. Dierwick, A. B. Hirsch). Für dieses häusliche Lesen erhält die Klasse zwei Arbeitsfälle, die sie zum deutenden, Wesentliches erarbeitenden Velen anregen: a) Achet besonders auf die Unterschiede des Urwaldes und unserer Wälder! — b) Nennst euch, herauszufinden, wie die verschiedenen Urwälder untereinander zusammenhängen. — Was ist die ursprüngliche Bestimmung ist, wird jedoch erwidert an dem einfachen Beispiel Gewitter (erst der Bild, dann der Donner...).

In der Klasse wird die Arbeit etwa das allen bekannte Stück Abschnitt für Abschnitt durchgeprochen. Wie langweilig und gestülten wäre das! Fragen die Schüler nicht von selbst nach Unverständlichem, so schreibe ich als Dentriz das Wort „Negen“ an die Tafel. Ein Niden oder kurzes

„Nun?“ gibt der Klasse zu verstehen, daß sie alles Dazu-gehörige vorbringen soll. Und nun drängt bald eine Antwort die nächste (s. S. 2. Zehrl, 2. Zeh. Windbrüche, meistens mit Hartem verbunden.). Während des Lehrvorgangs schreibt ich Stichwörter für Alles mit dem Regen ursprünglich Verbundene an und drücke den Kausalzusammenhang durch Pfeile aus. So entsteht an der Tafel dieses Bild:

Hochwasser → Abplattung des Ufers  
↓  
harte Eröbung des Wassers.  
↓  
flumpfiger Boden (Nieselregen). (Rio negro? Rio tinto?)  
↓  
Blätter mit Traufblätter.

Ein ganzes Gedankenbündel erwächst aus der Tatsache des Treibhausklimas, in dem Wärme und Feuchtigkeit ständig verschivort sind. Ich deutete nur; üppiger Pflanzenwuchs — mächtige Blattgröße (4 bis 5 m lange, 1 bis 2 m breite Blätter; wie winzig daneben ein Kaktusenblatt!) — Stockverkauf von den Urwald — in Erdnähe völlige Blühfülle. Was ergibt sich daraus? (Stichfrage: Warum trocknet die Wärme am schnellsten?) Langsame Verdunstung — hohe Bodenfeuchtigkeit — tiefe Zerlegung des Gesteins — 6 bis 400 m hohe Berittungungszone (Wo wohl am dünnsten? Warum im Gebirge?) — aller Eingebalt wird zu Hoch umgebildet, daher Nieselregen (Vaterst. von lat. later, Ziegelstein; in Indien werden Ziegel daraus bereitet). Was sängt mit der Windfülle noch zusammen? Ein Schüler bemerkt sehr treffend (was in dem Cuellenstück gar nicht erwähnt wird): „Mehr Nieselregen als Windabkühlung.“ Große Schmetterlinge (Denk einmal: Käfer mit handgroßen, handdünnen Flügel flattern an der Nordküste, in den Dünen herum! Würden zu Boden geschlagen. Nur in den windstillen Tropenwäldern können die größten und schönsten Schmetterlinge leben). Keine Käfen- und Gewächserie wie in der Steppe. Manche Vogel sind Stummelflügler. Im dichten Wald ist ja die Flügelkraft nicht groß. Denke zum Vergleich an Adler, Wäden, Geier und andere Vögel, die in den Wäldern die Vogel große Strecken zurücklegen. Die Vögelarten gehören den Steppen, Hochgebirgen, Meeren an. Ich zeige Holstrei-Bilder. Schmetterlinge, die zu 3000 Stück in einem der Wärme (vgl. unseren Zunderbrenner) in einem Stübchen fällt die Wärme auf. Ich zeige Bilder tropischer Käfer, Wanzen, Kravetten, Paradiesvögel — all diese Tiere haben große Farben. Sie tragen nichts dabei. Im Dämmerlicht des dichten Waldes fällt solch buntes Gewand nicht auf. Auf den Bapaqaien-Bildern wird der Kletterbaum beobachtet (auf Exped. und Nichtklettererschabel wird verglichen hingewiesen). Greifschwanz der Affen. Krallen der Eichhörnchen. Gassballen der Eidechsen; alles Kletterzeug. Wo viele Wärme hind, da gibt's auch Klettertiere. Und in dem weichen, feuchten Boden Wühltiere: Gräferkel, Gürtler, Schuppenlöcher. Von den feinsten und kleinsten Klettertieren leben zahllose Ameisen, Spinnen, Tausendfüßler.

Zu einer neuen, ursprünglich verzehnten Gedankenleiste regt die Bemerkung an: „Ich habe mich am meisten darüber geirndert, daß es dort überhaupt keine Jahreszeiten gibt.“ Durchschnittemperatur 25 Grad. Also weit so hochbar heiß? Nicht in den Regenzeiten, sondern in den subtropischen Wäldern, die im heißen Lande in dem Cuellenstück vorkommenden Temperaturenaben werden gefährt und so der Einsicht verdirbt: die tägliche Wärmeumwandlung ist größer als die jährliche. Was folgt daraus? Keine rhythmischen Lebenserscheinungen im Pflanzenleben. Ein Baum hat in jedem Monat gleichzeitig: Knospen, Blätter, Blüten, Früchte. Herbstlicher Laubfall wie bei uns, sommerlicher Laubfall wie in den warmen Grasländern zur Trockenzeit — fällt ganz weg. Denkt an den Menschen. Einsicht: Bei uns fällt die Genuß (Gen. Gedeihe) in die Monate mit den langen Tagen. Dort wird schon am 6. Juli 7. Nacht. Die Grise-artigen (Kaffee, Kaka, Bannan, Bauer) länger.

Das Gesagte genügt wohl, um erkennen zu lassen, wie das Cuellenstück nur Strumpfbrot ist für irdisches, vegetabilisches und auch bei den Fremdländern ständ heimatisches Denten.

Ähnlich werden in einer Dreipalt-Tabelle die Gegenätze zwischen unseren und feinen Wäldern in gemeinsamer Arbeit festgelegt.

Unausgeseht üben sich die Kinder im Lesen zwischen den Zeilen und im selbständigen, ergäuzenden Denten. Jede von Nachdenken zeugende Schulerfrage ist uns höchst willkommen, s. B.: „Warum hind dort so Gewitter?“ Eine Tafelgröße verwendet die harte Auforderung der Luft (insolge der hohen Wärme); Wechselwirkung kalter und warmer

Schichten — daraus entstehen hohe elektrische Spannungen; blizartige Gewitter mit Hagelstürmen von Zitronengröße (die zu durchfallende Luftschicht, in der das Hagelfeld durch Zonen und Wädelgefrieren wächst, ist viel höher als bei uns.). So kann der Begriff Jettelgewitter entwickelt werden. Auf dem Namen kommt's nicht an; genau, wenn die Klasse einleht, die Gewitterzeugung entsteht am Tage zweimal: nach dem höchsten Sonnenstande, also zwischen 13 und 16 Uhr und nach Sonnenuntergang. Auch geröhen wir bei dieser Gelegenheit die falsche Vorstellung vom blauen Tropenimmel. Der blaue Himmel gehört zu Ägypten. In den Tropen ist viel Nebel und oft ein grauschwarzer, tiefer Regenimmel. Ein andere Gedankenreihe entsteht beim Blick auf ein vorgelagertes Objekt ausgeführt werden. Ich sage der Klasse ein Kaktusenstück. Die Schlinggewächse des Urwalds darf man sich nicht grün vorstellen: grau und braun. Drei dunnste Stämme spartig verflochten zu einem armbiden Ast! Durch Stechen und Schneiden wird die ungewöhnliche Härte und Längsfaserung festgelegt. Da erinnert sich logisch ein Kind, in einer Illustrierten eine Hängebrücke im Urwald gesehen zu haben. Kaktusen gegenüberende Bäume werden dazu benutzt. Der Kaktus muß oft auf einer Leiter erstiegen werden. Leicht leben auch die Schüler ein, wie die Wärme durch die Kaktusen herüber, hinüber mehrseitig perantert werden. Sticht der Gedankengang, so tritt eine Unterstorie schnell nach. Sie zeigt die Kamelkiste neben dem Schutzhause des Wintermanns (Hart). Was mag die merkwürdig gezeichnete Zuhör geworden sein? In der Nähe liegen Gewitterblöde. Schon ist das Hiesel geföhrt. Als die Nieselbäume durch war, muß hier der Boden höher gewesen sein. Die Wurzel jener nähernden Erde. Prüfen den Zellspalten ist fette Nadel. An die senkrechte Flug liegt ein festscher Spalt. Durch den froh die Wurzel weiter und kam an der anderen Seite des Blochs wieder hoch. So bekam sie die Form eines Kamelhöfers. Solch drollig gefornete Wurzeln gibt's in den Tropen kaum. Ursache? Tiefe Weichere Nadelwurzeln (wie bei den Meieren im Sandboden) hind in den Tropen nicht so kräftig als bei uns. Die Blätter flache Wurzelgehoben. Mittel ein Sturm die höchsten Kronen, so hängen sich die Schütterlungen kammförmig fort. Dazu das Hiesel der Wärme. Unter den Schütterlungen sind die Blätter, die Waldurchschnitt, da quillt sie heraus. (Kapfer spricht deshalb von sublimem Oberflächen.) Der jahwene Ausdruck erkräftigt sich; die Tatsache wird leicht verstanden und durch Vergleich mit unserem oberflächlichen „Gefrick“ (feststellbar an jedem Gang durch einen Draht, gespannt vor Eintritt des Winters. Radgesehen im April. Nach unten durchgehogen durch die abwandernde Erde) völlig gefährt. — Dem weichen, nachgiebigen Boden entsprechen besondere Standortfestigungen. Deren Art und Wirkung in den Schülern leicht durch einige Faustregeln deutlich gemacht werden kann. Ich erlaube mir die folgenden Punkte aus dem Cuellenstück erläßt: Brettwurzeln (gehären dem Menschen Schafstuden), Fußwurzeln (geben der auslandenden Krone Stützpunkte). Grundrisszeichnungen lassen erkennen, wie der Standkreis eines Baumes erheblich vergrößert wird. Stelzwurzeln an der stärke, im Bereich der Lebbe und Mut nachdenk. Der bei den Tropenwäldern die Wurzel ist ein Stützpunkt gefangen. Durch Vergleich mit dem Cuellen unserer Wälder, matten wird die anlandende Wirkung dieser Mangonen veranschaulicht.

2. Arbeitslage: Der zur Veranschaulichung herangezogene Text befindet sich nur in Lehrers Hand, s. B. Konjunktur von H. Schulze; steht im H. Konjunktur-Band des Erdkundlichen Cuellenbuchs, S. 124 ff.

Um zeitnaheeren Entfahrungen und anwendungsreicher Ermüdung vorzugehen, muß sich eine schülerische Schülergruppe vom Lehrer vorher durchgelesen sein im Hinblick darauf, was sich leicht festlegen und was in Ausdruck und Sgabau vereinfacht werden kann.

Dentendes Hören wird erschwert, wenn ein Cuellenstück zu isoliert auftritt. Hier ist die Wärme zum Verständnis des Wesentlichen leicht geschlagen. Aus der anschaulichen Nieselquitt folgt, daß die tropischen Waldstämme nicht so schiefen, wasserleitenden Ströme und auch das Schiefen nicht so schiefen besitzen. Schiefen werden werden nicht klar genug erkennen. Warum, Konno werden aufsteht auf der Karte, die Strombreiten werden angeschrieben, sind die Stromlungen und deutschen Stromen verglichen (nach Hübners Geograph. Statist. Tabellen). Erst Luftaufnahmen zeigen, wie die Waldhöhe insofern zwischen zahlreichen Wasserläufen liegen.

Wird dann angefangen: „Wir hören, was jemand auf



einer Monogamie alles gesehen und erlebt hat", so werden in einer an rege Mitarbeit gewöhnten Klasse Interessen in die Ernährungsfragen nicht nur ausbleiben, die Studenten sind der gefassten "Auf der Erde wird gegessen: von Stantenpflanz aufwärts". Die Aufmerksamkeit wird dann gerichtet auf die Haupterträge. Welcher Art die sind, kann vorübergehend gefunden werden. Die Schüler haben ihr Heft geöffnet vor sich liegen und schreiben auf zwei benachbarte Seiten — während lesend — die Überschriften. Wie der Magnet die Nadelspäne, so ziehen diese Zeilen auch die zugehörigen Gedanken an, und es entsteht ein wahrer Beisteher, das Gehörte richtig einzuordnen. An die Stelle unaufrerksam passiven Hörens ist intensiv aufmerksames, aktives, produktives Hören getreten. Ich skizzierte das Arbeitsergebnis, wie es sich ungefähr am Ende der Stunde in den Hefen darstellte:

1. Die Stromlandschaft: Wasserarbe? treibbaum (Erbsen, Schweißbaum), viele Ähren; Stromerfaltung; (schmale Arme und feine Äste. Auch die schwimmenden Ähren (losgetrennte Flugblätter mit Getreide).

2. Die Hektlandschaft: Grasland und Wald wechseln. Stellenweise Obdärken. Seltener festig (Sandstein); meist flach und weithin überhöhenmt; unterbrochen durch Stellen, Uferabbruch (vgl. Sandgrube; Steinsteinfelsen in der Gorbener Schweiz).

3. Pflanzenwuchs: Hochgrassteppe mit großen einzelnen Bäumen (Zaunne); Schirmlinden; Umland wüchsig geschloffen; blaugrün; einbüdig. Bunte Blüten nur vereinzelt. So bis hin zu hohen Baumreihen. Schlingengewächse mit meterlangen schraublichen Stacheln (Nostal). Elpalmen.

4. Witterung: Luft sehr feucht. Reich bildet sich Schimmel. Unentzäglich schwül. Wästelraum mit Gewitter. Mäßige Wolkensysteme.

5. Tierwelt: Die Madenplage (Mossitos). Zur Ergänzung lese ich aus Scheide, "Dambuti, die Iruere vom Congo" S. 46f. "Malendes Juden an Händen und Füßen und im Gesicht... Mir war als läge ich in Brennefeln... Diesmal waren es keine Mossitos... Ich sah unzählige winzige Würmer, kaum so groß wie Stednadelspitze — Sandmücken, so klein, daß sie selbst durch die Maschen des Mossitonetzes sich durchzwingen konnten...". Gladen, zierlich schlaff und lauter wie Grillen. Große, bunte Schmetterlinge. Papageien, Wasservogel, Reiher, Affen, Krotzibule (großer Hirschkäfer), weil es viel Wasser im Wasser; daher auch viele große Fische und Schilffische.

6. Witterungsbedingungen: Wenig Menschen. Wohnungsstellen liegen meistens vom Strom entfernt, sicher vor Überschwemmungen. Regenerdorf am Hochufer. Dabei ein Bananenhaus.

7. Verkehr: Dampfboote. Breit und flach gebaut. Gefahr, auf Schlammplätzen festzufahren. Hochdampfer. Im Gespräch vorbeizugehen, müssen die Regener abends das Schiff verlassen und am Ufer nachgehen.

Deutsch sollte werden: was im Quellensind im bunten Wechsel des Erlebnis vorformuliert wird beim Hören einer sachlichen Erklärung eingestrichelt, von Unwesentlichen wird abgesehen. Solche Gemeinschaftsarbeit gibt dem einzelnen Schüler formale Impulse für ähnliche, Quellen ausschöpfende Hausarbeit.

8. Arbeitsweise. Damit die neue Arbeitsform flaxer hervortritt, bleibe ich im gleichen Stoffkreis: Regenerleben in tropflich Afrika. Das erwähnte Erntebüchlein Quellenbuch aus dem Bezugsheft bringt in seinem Aufwachen die zwei Schilderungen: eine von Untereisen, der während des Besichtigens in Afrika getämpft hat (AEL, 79ff.) und eine von dem Paläontologen E. Jennings, der am Zandakura Ausgrabungen geleitet hat: Was der Regener wohnt und lebt (AEL, 114ff.). Also zwei fossile Zeitalter, die sich ergänzen. Daraus ergibt sich schon als zweifelhafte Aufgabe: nicht getrennte Wörterbücher, sondern verzweigende der Auszug des Wesentlichen.

Diese Arbeit kann, wenn alle Schüler beide Schilderungen bekommen können, von der Klasse, im anderen Fall von einer Schülergruppe durchgeführt werden. Die geistige Arbeit bleibt dieselbe, ob ich nun vorher die Zeitpunkt gebe oder auf Grund des Gelesenen von den Schülern die Kernfragen aufwerfen lasse.

Im Obengenannten zu den Waldfragen (von ihnen zu werden, gibt schon der Schluss von Dabels Uralwaldbeschreibung Anlaß) sind die Regener anständig. Sie treiben Feldbau. Dessen Eigentum wird durch den Vergleich mit dem heimischen Ackerbau scharfer gesehen. Aufschreiben der Hauptdaten erhöht die geistige Sammlung, erleichtert den Kindern das Auspassen und das Auffassen des Wesentlichen, vergrößert zugleich

— dem Deutschen dienend — die Übungsbasis.

Die Kernfragen drängen sich auf und führen zu folgendem Ergebnis:

a) Worin besteht die Feldarbeit der Regener? Wühames Ackerbau; die Äuße bleiben leben. In der Trockenzeit (Krumpt) das Ganze zusammen; dann wird's angeändert. Einbander der düngenden Acker. Brandrodung. — Was wird angebaut? Hirse, Mais (in Verbindung mit Körnerzucht); Zuckerrüben, Erdbeeren, Kürbis.

b) Inwieweit wird der Feldbau erschwert? (Bei uns sind Ackerbau und Viehzucht verbunden durch Fütterung — Acker, Weiden — und Stallmist. Fische und Ochsen helfen bei der Feld- und Erntearbeit.) In trop. Afrika sehen Haustiere, weil der Stieh der Tietze-Ärzte (schallnachahmender Name wie Rudolf, Kriebel, Uhu) sie töten. Bild: Kuh im Futtertrah! Daher kein Dünger! Die starken Regenwässer laugen den Feldboden fast aus. Ackerboden! Die Ackerfläche rückt von der Erhebung immer weiter weg. Zeitgenosse! Ständiger Kampf gegen gelb aufwucherndes Unkraut. Samenverwehung durch den Wind. Die Hauptarbeit drängt sich zusammen in der Regenzeit. Kurze Tage. Anollenfrüchte (Batare, Jams) faulen leicht; nur der Bedarf für 1, 2 Tage kann dem Boden entnommen werden.

c) Welche Gefahren drohen der Ernte? Dagegenschlag. Duschredenwässer. Steppenband (Hydrogenen) wird um die Hüften herum der Boden pflanzenfrei gehalten und festgekommen. Daher die hellen Stellen in Luftaufnahmen von Regenerdörfern — Mittelholzer (Kritik) u. a. In später Eintritt der Regenzeit verursacht Hungersnöte. Wasser versiegt (manchmal durch Erdbeben verursacht). Wohnplatz häufig gewechselt! Einbrechendes Bild vernichtet die Ernte (Bavaria räumen die Maisfelder); Felder werden zertapmt durch Gelanten, Wilder, Büffel, Antilopen. Welche Jagdwerte (zu Gedenken!) — Schnappfallen, Schlingen, Netzen, Fallgruben; Scheuchlärm.

Diese kurzen Andeutungen dürften zeigen: wir vernehmen jede Gedächtnisbelastung durch überflüssige Namen und bloße Vorkellungsnummern. Wir schiedens aus den Quellenstoffen Gedankentexten, deren Glieder fest ineinander greifen und sich wechselseitig ins Bewusstsein tuen. Denkführung tritt an die Stelle des früher üblichen Drillens. Vorbaufrage (Erklärer und Vorurteile („laul wie ein Regener") werden berücksichtigt.

In Dausse aber in der Klasse wird im Anschluß an die erwähnten Regener-Schilderungen leicht eine sehr anregende Aufgabe gelöst: Schreibt in zwei Reihen gegenüber, wie sich die Männer und Frauen in die Arbeit teilen. Vorbereiten kann schon bei der Durchnahme Deutlichungen über den Wandel von solcher Geschlechter-Arbeitsstellung gesprochen werden; z. B. wird bei den Bayerischen Alpen erwähnt, daß die Männer als Holzschläger, die Frauen und Kinder durch Beerensammeln sich etwas verdienen.

Hier wird folgende Übersicht erarbeitet:

Mannesarbeit:	Frauenarbeit:
Hausbau: Stülparbeiten für	Berufsmännern (zuletzt, damit
Rund- oder Rechteckthür.	Wochen ausdient!) die
Dach aus Palmtrich.	Wände mit Lehm;
Holzarbeiten: schmitten Boden,	flechten Matten, Zäunen;
Schilfbreitet, Instru-	machen Töpfe;
mentieren.	Lochen, Hampfen Weh-
Fischen mit Reute, Angel,	Heben in Tümpeln mit Ab-
Beber.	bern;
Waden mit Art und Fisch-	sammeln Larven, Gras-
messer,	bäuser;
schälen und wascht Ban-	jäten Unkraut, pflanzen;
nenholz,	sammeln Ake, Reisig;
halten Nachtwache gegen	verlocken Körnerfresser
größere Tiere;	(z. B. Aegel);
heben Fallgruben aus;	verlocken das Geflügel;
verbinden sich nach der Ernte	tragen Wasser herbei;
als Träger, arbeiten auf	bleiben zu Hause und be-
Pflanzungen, beim Haus-	treuen die Kinder.
bau.	

Aussagefähige Aussagen und Wiederchristen im Anschluß an Quellenfindung sind zweifels und verleiern zum Wortemachen. Kurze und einprägnante tabellarische Übersichten sind erproblich. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß auch der erduntdlichen Arbeit sich nicht gelegentlich Schreibentwürfe ergeben, die dem Auffas ähnliche Schriftzüge zeitigen.

Auch dafür gibt ein Beispiel. Zum Vorkleberben tropflich Afrika gehören ja auch die Waldzweige (z. B. Hygumen). Wieder jorden Berichte und Bilder für die nötige Anschaulichkeit.

Da es auch in tropisch Malaya und Inseln solche Invergeher gibt, kann die Kautschuk-Erhaltung von Holz auch hier herangezogen werden (Kautschuk, Naturerzeugnisse II, 170ff.). Oder Kraute, Wirtschaftselben der Wölfer (Gebrermanns Bäckerei, Breslau, Hirt, S. 24ff. Die Salsai in Malakka). Auf einer Fortschrittsreihe hat der Missionar Paul Schebesta 1929-30 die Stango Inverge genauer erkundet; er berichtet darüber in seinen oben erwähnten Bude (Brodhaus, Leipzig). An guten Schilderungen ist alle kein Mangel.

Dem Verfasser folgt das Ersähen. Als Ursachen der Gestaltveränderung werden in gemeinlicher Deutbarkeit gefunden (in den Büchern steht das nicht). 1. der durch die dicke Pflanzgewirns bedingte Dugung, das hässliche Schlüpfen und Schleichen; 2. die Unterernährung (als Folge der Unterernährung in der Kriegs- und Nachkriegszeit sind Wachstumstörungen bei Schullindern von Wolff-Berlin nachgewiesen worden); 3. Im Unwohl ist kein Schatzortland. Die Früchte hängen sehr hoch. Starke Prestijonferenz von leiten

der Affen und Vögel! 3. Unzureichender Schlaf, weil schlechte Lage, Gewitterland, starke nächtliche Regenfälle; in der Frühe Affengebrüll, Bapaengelgetöse. (Durch diesen finden die Kinder, daß sie morgens 1 bis 1½ em länger sind als abends. Ursache: die Anorpelreiben zwischen den Kniegelenken haben sich während des Schlafs ausgedehnt. Ist der Schlaf zu kurz, erfolgt er in Stigale, dann verformieren die elastischen Anorpelstücken. Vgl. Piccolo).

Als Sammler bleibt den Waldwegen keine Zeit für Kulturarbeit. Mit Grabholz, Obststücken, Wurzeln, Sammelstücke begnügen sie sich. Windsturm und Regenbad. Die Regen sind ihnen also überlegen. Die Waldwege schauen aber auf die Affen nicht als auf Tiere herab; die sind ja stärker, flatterfeger! Beides ist die Voraussetzung für eine recht bedeutende Bananenlagere der Bambuti. Die Leute ich aus Schebestas Buch den Schülern einmal vor. Wenn liefern sie davon schriftlich eine Kacherzählung. Sie mag ins Auffaßheft eingetragen werden.

## Deutsche oder polnische Unterrichtssprache in der Erdkunde?

Wir steigen vom Tal der Rendra die Höhe hinauf. Leises Wasserlaufen klingt noch nach. Aus dem Wechßel in der Tallung, das uns göttlich ansah, kommt schwacher Stimmenhauch. Mädchenfischer. — Oben auf der Anhöhe überdauern wir das gemauerte Tal. Wir wandern weiter. Unser Ziel ist der sagenumwobene Switez-See bei Puzony. Da winken auch schon die Waldwippen. Über die Bäume quillt sonniger Schein auf. Welch eine Fülle von Grün in den mächtigen Baumriesen! Bald umfängt uns Waldesdunkel. Es glitzert und schillert in den Bäumen, und die Sonne wirft ihren Schein durch das Laub auf den Weg. Wir singen: „Wer hat dich du schöner Wald aufgebaut so hoch da droben.“

Und dann tut sich plötzlich der Wald ab auf, der Switez! Er ist mächtiger als wir ihn uns vorgestellt hatten. Kaum fällt unser Auge das jenseitige Ufer. Die Hüllnisse über erglänzt die Wasserfläche. Ernst und gewichtig ragen die Bäume des prächtigen Mischwaldes: Glatthirndige Buchen, borstige Eichen, weißstämmige Birken. Dort blüht ein Schneeborn in reinstem Weiß. Da ein Rotdornbusch, von der Sonne grell beleuchtet. Eiben und Föhren nehmen wir den flachen Sandstrand und stehen am Ufer! Schädigtes Spiel von Wasser und Wind. Waldgeheimnis umweht uns. Wir stehen uns nieder und lauschen. Sage und Dichtung von in Switez werden uns ins wach. Vielleicht ist ja auf unserer Stelle vor hundertundzwei Jahren Adam Mickiewicz, der große polnische Dichter, der Sänger vom Switez.

Dort mit kristallinen Wellen erkunfelt Switez, weithin sich verbreitend im Kreis. Rings an den Ufern von Walden umwaltet. Und seine Fläche so eben wie Eis.

Hier war es, wo der Dichter das geheimnisvolle Switez-  
mähdchen noch einmal in seine Seele beschwor...  
Aufschwilt die Welle, öffnet die Schlingen,  
Wunder, o nimmer erleset!  
Über des Switez silberne Gründe  
Sobd eine Maid sich erhebet!

Denkt, wie von Morgenstrahlen die Rosen,  
Strahlet ihr Anblick niedriger,  
Leicht, wie ein Rebel, also umföhen  
Nächte Gewande die Götter.

So möchte ich meine Unterrichtsstunde über das  
Stagelland von Nowogrodok (Wzgorza Nowogrodzkie) be-  
ginnen.

Aber, aber...! Schon seit einem Jahr muß ich den  
erdbundlichen Unterricht meinen deutschen Kindern  
in polnischer Sprache geben.

Und so bin ich gezwungen, mit eine andere „Lektion“  
zu bauen, die überseht, der polnischen Sprachkraft meiner

Zwölfs- und Dreizehnjährigen entspricht. „Südtlich von  
Nowogrodok ist eine Anhöhe. Auf ihr liegt der Switez-See.  
Er ist von einem hohen Mischwald umgeben. In diesem  
Wald befinden sich prächtige Eichen, Buchen, Birnen  
und Erlen. Der Switez ist 1500 m breit und 15 m tief. Er hat  
klares Wasser. Man kann den weißen Sandgrund sehen.  
Von diesem See erzählen schöne Volkssagen. Der Dichter  
Adam Mickiewicz hat ihn auch besungen. Diese Gedichte  
heißten: „Der Switez“, „Das Switezmähdchen“.

Aber auch bei der Überlegung dieser trockenen Sätze  
plagen mich Strapal und Zweifel. Werden mich alle Kinder  
verstehen? Wird jedes Kind im Augenblick des Hörens er-  
fassen, was las miszany, bajne usw. bedeuten? Und an den  
polnischen Vortrag von Mickiewicz-Berfen darf ich schon  
gar nicht denken. Er würde doch nur den Eindruck eines Laut-  
geplatters machen.

Meinen Lebensvoten, anbahnungsgerichten deutlichen  
Vortrag würden die Kinder alle verstehen, auch wenn manches  
Wort ihnen neu ist. Das ist nun einmal das Geheimnis der  
Muttersprache. Die Wörter rufen hier gewissermaßen die  
Bilder und die Wörter die Gedanken. Auch ist das Ver-  
ständlichste an der Muttersprache nicht das Wort selbst, sondern  
„die Luft hinter den Worten, die Leidenschaft hinter der  
Musik.“ (Niesche.) Der fremden Unterrichtssprache fehlt  
die suggestive Kraft. Sie kann dem Stoff nicht die  
goldene Brücke zum Schüler bauen.

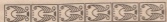
„Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt, dem Turme  
geschworen, gefällt mir die Welt!“ Das war einmal! Jetzt  
bin ich — und mit mir meine Kinder — ausgeschlossen aus dem  
Wunderdes eines Troben, bildenden Erdkundunterrichts.  
Polnische Sprachpolitik steht drohend davor und lockt  
uns den Untgang.

Dieser fägliche Zustand wird vollends offenbar, wenn ich  
mit meinen Kindern ein arbeitsbetontes Unterrichts-  
gespräch verlaude. Wie oft sag mir dann ein Schüler — im  
Drang des Augenblicks spricht er deutsch —: „Ich komme nicht  
aufs Wort!“ Das erdbundliche Unterrichtsgespräch in der  
Muttersprache war immer lebendig, anregend, zuweilen  
erfüllt mit lachendem Humor. Jetzt fällt es sich mühselig  
dahin. Da die Gedanken mit dem Sprechen kommen, die  
Kinder aber in der fremden Sprache nicht „von der Arbeit  
weg“ reden können, so ist ihr Denken unbewußt.

Die Unterrichtserfolge? Ein sehr fragwürdiges Sach-  
und Wertwissen. Viel nebelhafte oder gar falsche Vor-  
stellungen, unentdeckte Entfaltungskraft, verformierter  
Schaffenstrieb. Dafür aber Nervosität, Zerfahrenheit,  
Kinderverweigerungsgelüste.

Die Kinder haben jetzt die Erdkundbestunden. Weil sie  
es nicht verfallen haben, wie schön diese Stunden unter dem  
Walten der Muttersprache sein können.

Aus dem Tagebuch eines deutschen Lehrers in Polen.



Heimatland! Sei es Moor und Strand  
 Ober Fluß und Sand!  
 Es ist daraus etwas zu gewinnen,  
 So du's nur anschaust mit rechten Sinnen!  
 Johannes Trojan

## Chronik der Pfarrschulen Pommerellens bis 1772 mit Nachrichten über das evangelische Bildungswesen der Landtschaft.

(1. Fortsetzung)

Von Prof. Dr. Emil Wachsmitt.

### 2. Dekanat Mirchau.

#### Mit Grabau.

Das Dorf kam im Jahre 1617 durch Tausch an das Kloster Garthaus<sup>1)</sup>. Dieses ließ 1637 eine maßliche Kirche errichten<sup>2)</sup>.

Nach trübsen Überlieferungen hatte das Kloster zu umbela<sup>3)</sup> iher Zeit neben der Kirche auch eine Schule errichtet<sup>4)</sup>. Letzere Nachricht von der Schule erhalten wir erst 1702<sup>5)</sup>. Der Schulmeister war damals gleichseitig Organist, hatte sein Häuschen mit Garten und erhielt von der Kirche den wöchentlichen Lohn von 2 Gulden für das halbjähr. Unterricht wird er aber wohl nicht erteilt haben; denn das Reformbrevet desselben Jahres befiehlt ihm, die Jugend in den Anfangsgründen der Religion und im Lesen und Schreiben mit aller Gottesfurcht zu unterrichten. Dem Pfarrer selber wird eingeschärft am Sonntag nicht bloß in der Messe von der Kanzel das Wort Gottes zu verkünden, sondern auch vor Beginn der Messe inmitten der Gemeine eine Kateche zu abhalten. Der Bericht des Jahres 1710<sup>6)</sup> enthält nur insoweit eine neue Bemerkung, als er bestimmt angibt, „der Schulmeister hat seine Schuler“. Dem Pfarrer wird von neuem die Pflicht der sonntäglichen Kateche eingeschärft, mit der er es also wohl nicht genau genommen hatte. Gleich traurig blieb es mit dem Unterricht bis zum Schluss der polnischen Herrschaft. Der Organist Franz Pischowitz war gleichseitig Müller und Schulmeister, beschränkt zu Ausübung dieses letzteren Amtes hatte er wohl fast nie. Im Jahre 1766<sup>7)</sup> hatte er selbst im Winter, als die Visitation der Pfarrei stattfand, also zu einer Zeit, wo doch sonst wenigstens das eine oder andere Kind zur Schule geschickt wurde, keine Schüler.

Nach die 308 Protestanten der Pfarrei hatten keine Schule. Nur kurze Zeit hindurch besaßen sie in Mloßbin eine Kirche und damit wohl auch eine Schule, als die eingewanderten lutherischen Bauern das untergegangene Dorf wieder aufbauten<sup>8)</sup>.

<sup>1)</sup> Schematismus S. 311.

<sup>2)</sup> Schulb. Eine wehrh. Dorfschule 32568 Heft XIV Danzig 1885 S. 48.

<sup>3)</sup> Driebe S. 2, 48.

<sup>4)</sup> 1898 IV 2, 85 u. 87.

<sup>5)</sup> 1898 IV 9, 12 u. 283.

<sup>6)</sup> 1898 IV 15 b, 2, 165—167.

<sup>7)</sup> Schulb. Die Zustände der Landbewohner, S. 183.

#### Secent (Koscielny).

Die Pfarrei ist bereits im 13. Jahrhundert errichtet worden und gehört zu den ältesten in ganz Pommerellen. Die einzige bis jetzt bekannt gewordene sichere<sup>9)</sup> mittelalterliche Nachricht über die Schule stammt aus dem Jahre 1500. Damals wurde im Streit vor dem geistlichen Gericht des Danziger Bischofs in einer zwischen dem Berentener Kirchenpatron und dem dortigen Schulmeister Philipp (späterben Streifische (in causa vitricorum in Bern et scolasticis ibidem) verhandelt und der nicht erteilene Schulmann, der übrigens als früherer Lehrer bezeichnet wird (quondam minister scolae ibidem), in Abwesenheit (in contumacia) verurteilt<sup>10)</sup>. Nach langer Paule wird dann erst im Jahre 1584<sup>11)</sup> eine Schule und ein Schulmeister erwähnt und gelang, daß das Schulwesen gründlich auszubessern sei. Im Jahre 1599<sup>12)</sup> wird das weitere hervorgehoben, daß der Schulmeister sein Gehalt von den Bürgern beziehe. Circa 100 Jahre später hatten sich die Zustände insofern verändert, als zur Befolgung durch die Bürgererschaft noch eine Unterweisung leitens der Kirchendiener

und der Rosenkranzbrüderschaft getreten war. Ein Garten gehörte aber nicht zur Schule. Die Pfarrei zählte 1680<sup>13)</sup> circa 1200 Katholiken. Auch im Jahre 1702<sup>14)</sup> war das Einkommen für den Schulmeister und Organisten zugleich noch dasselbe geblieben. Aus dem Bericht des Jahres 1710<sup>15)</sup> der sonst nur die schon bekannten Zustände anführt, ist nur hervorzuheben, daß der Schulmeister die Jugend im Lesen und Schreiben (in literis) unterrichtete. Der Pfarrer wird aber erwähnt, die Schule häufiger zu besuchen, darauf zu achten, wie die Knaben im Lesen und Schreiben, in den Sitten und in der Katechismus unterrichtet werden und sie zu prüfen. Einige Jahre später, 1728<sup>16)</sup>, wird außer dem Organisten in besonderer Schulmeister erwähnt, der die Jugend unterrichtete. Beide Kirchenbeamten wohnten in einem hinlänglich bequemen Hause, zu dem freilich kein Garten gehörte. Ihre Befolgung erhielten beide von den Bürgern, von den Kirchenpatronen und von der Rosenkranzbrüderschaft. Dem Pfarrer wird ein Reformbrevet bringend aus dem geleigt, auch den Sitten das Wort des Wortes Gottes zu predigen und wenigstens an allen Sonn- und Feiertagen eine lateinische Regel zu halten, damit sie mindestens in den zum ewigen Heile notwendigen Dingen unterrichtet würden. Diese Verhältnisse erhielten sich bis zum Schluss der polnischen Herrschaft. Wie der Bericht von 1766<sup>17)</sup> angibt, waren auch damals Organisten und Schulmeisteramt getrennt. Der Schulmeister Johannes Wöber war aber auch gleichseitig Müller. Der Organist wie der Müller sollten je 10 Gulden jährlich aus einer von Anton Wengelinowski, Pfarrer beim Kirchauer Sandgraben, auf seine Güter eingetragene Summe erhalten. Seit 4 Jahren war aber nichts gezahlt worden. Aber auch ohne diese Summe fand sich der Schulmeister ganz gut. Er erhielt von der Stadt 24 Gulden, von der Kirche 20 Gulden, von der Rosenkranzbrüderschaft 14 Gulden und außerdem noch 10 Gulden. Endlich erhielt er auch Anteil an den Neujahrsgaben und den kirchlichen Accentiven. Trotz dieser ansehnlich ganz guten Befolgung bestimmte der Bischof im Reformbrevet, der Pfarrer solle für Aufrechterhaltung der Schulmeisteramtliche Sorge tragen. Schulmeister und Organist wohnten in getrennten Wohnungen im Schulhause.

Außer der katholischen Pfarrei schule befanden innerhalb der Pfarrei wohl auch noch bei den im Jahre 1702<sup>18)</sup> zum erstenmal erwähnten lutherischen Besitzern zu Neu-Bartholomäus und Schöneberg lutherische Schulen; denn im Reformbrevet wird dem Berentener Pfarrer eingeschärft, lutherische Schulen nur zu dulden, wenn keinen und der Kirche Interesse (genüge) getan sei. Die Zahl der Protestanten innerhalb der Pfarrei belief sich auf etwa 300. Die bedeutendsten dieser protestantischen Kirchen war die im Jahre 1707<sup>19)</sup> vom Starosten Demetrius Weyher zu Schöneberg erbaut, während Neu-Bartholomäus nur Filiale von Schöneberg war.

<sup>9)</sup> Schematismus S. 298.

<sup>10)</sup> Dierka vergl. Wachsmitt, Erzählung und Unterricht im deutschen Ordenslande. . . Danzig 1908 S. 17 Fußnote 2.

<sup>11)</sup> Dg. Arch. 303, 74 Nr. 2 281, 301.

<sup>12)</sup> Fontes I, 208, 11, 204.

<sup>13)</sup> Fontes III, 459.

<sup>14)</sup> 1898 IV 4 a, 281, 10.

<sup>15)</sup> 1898 IV 7, 2, 94.

<sup>16)</sup> 1898 IV 9, 2, 5, 6, 270.

<sup>17)</sup> 1898 IV 29, 2, 5, 15.

<sup>18)</sup> 1898 IV 15 b, 401, 112, 115, 117.

<sup>19)</sup> 1898 IV 7, 2, 94, 379.

<sup>20)</sup> Schulb. Die Zustände der Landbew. S. 183.

### Starkhaus.

Das Kloster Starkhaus ist im Jahre 1380 gegründet, die Kirche wurde 1403 vollendet. Im Jahre 1582 verfiel die Kirche das Kloster, so daß es zerstreut verlassen dastand. Seit 1589 beehrte Bischof Nozajewski die Mächtige und ein neues Aufblühen des Klosters<sup>1)</sup>. In den Verzeichnissen der Konventualen von 1589 bis 1760<sup>2)</sup> tritt nie ein Wund auf, dessen Bezeichnung darauf schließen ließe, daß er sich dem Unterricht der Jugend widmete. Zum erstenmal wird im Jahre 1693<sup>3)</sup> Petrus Wöhr als Insultator bezeichnet. Unter diesem haben wir uns aber nicht einen Lehrer der Schulzeitung, sondern, wie er an anderer Stelle<sup>4)</sup> auch genannt wird, den Magister Novitium zu denken. Diese Bezeichnung eines Klosterbruders verweist dann wieder für längere Zeit und tritt erst im Jahre 1732 bei der Person des Laurentius Brandt auf<sup>5)</sup>, um bis 1745 an seinem Namen zu haften. Dann wird er Professor, und sein Amt als Insultator übergeht Johan D. Joseph Willan aus Heilsberg<sup>6)</sup>. Es ist übrigens sehr verständlich, daß es einen bezahlten Insultator der Nonnen immer gegeben haben muß, wenn Nonnen im Kloster waren. Demost sei noch, daß die Mitglieder des Klosterkonvents nahezu ausschließlich deutsche Namen tragen, und daß bei der Vertreibung der Pabst Schwenkells zum Prior des Klosters 1735 nur eine deutsche Ansprache an das Volk gehalten wurde<sup>7)</sup>.

Eine schwache Spur einer Starkhäuser Schule zeigt sich nur in einem Ausgabenposten des Jahres 1653, wo es heißt: Ten 5. Nov. den Kindern und Schulmeister in dedicati one Capellae supra montem — 1 fl.). Gemeint ist wohl die unmittelbare Nähe einer Kirche gelegene Kapelle<sup>8)</sup>.

Außer dieser Schule, falls wir wirklich eine solche für längere Zeit annehmen dürfen, unterhielt die Starkhäuser auch eine zweite, wenigstens vorübergehend nahe beim Jesuitenkolleg in Alt-Schottland bei Danzig. Am 10. März 1621 kaufte das Starkhäuser Kloster dort von Matthias Klein ein Grundstück für 500 Preuß. Mark (jede Mark zu 20 Groschen gerechnet) zum Aufbau einer Schule, die die Schule der Alt-Schottländer Jesuiten besuden sollten<sup>9)</sup>. Später treffen wir denn auch Ausgabenposten für diese Schüler. So wird 1623 für den Lebensunterhalt der Knaben außer Kragen 100 r und ferner noch u. a. 20 Groschen, im Jahre 1625 wurden für die Studienten (Kragengebühren und Verdienst) 7 Scheffel Korn und 35 fl. Stoffgeld gegeben<sup>10)</sup>.

<sup>1)</sup> Schematismus.

<sup>2)</sup> Apparatus ad annales Cartusiae . . . Tom. IV u. V. S. 93. Eddibit. Ms. 1311 u. 1312.

<sup>3)</sup> Apparatus; Tom. V. 233.

<sup>4)</sup> Riedergerichten zur Weich, des Klosters Marienparaboles in Starkhaus. Z. 9. Eddibit. Ms. 1313 S. 106, 1782. Z. 9. p. 1. „D. Laurentius Brandt institutus est in Magistrum Novitium.“

<sup>5)</sup> Apparatus; Tom. V. 234 u. Riedergerichten Ms. 1313 S. 106, 1782a S. 240.

<sup>6)</sup> Riedergerichten, Z. 9. Eddibit. Ms. 1313 S. 152.

<sup>7)</sup> Apparatus, Tom. V. 233.

<sup>8)</sup> Z. Karte in Apparatus, Tom. IV nach S. 252.

<sup>9)</sup> Apparatus, Tom. IV. 137 u. Documenta Nr. 118.

<sup>10)</sup> Apparatus, Tom. IV. 159.

<sup>11)</sup> Gebuda S. 165.

### Gmielino.

Der Ort Gmielino war in aller Zeit Sitz einer Kostellanei mit Schloß und Burgwall und wird zuerst im Jahre 1220 genannt. In demselben Jahrhundert bestand dort auch bereits eine Kirche, so daß die Pfarrei zu den 25 ältesten Pommerellens gehört<sup>1)</sup>.

Bei dem Alter und der Bedeutung des Dorfes wird man auf ein festes Bestehen einer Schule schließen können. Die erste klare Nachricht kommt aus dem Jahre 1584<sup>2)</sup>. Da aber gesagt wird, daß die Kinder des Lehrhauses auszubessern<sup>3)</sup> seien, so muß die Schule selbst schon jahrelang bestanden haben. Nach Wäter waren die Schulverhältnisse besser, als an anderen Orten. Im Jahre 1686<sup>4)</sup> hatte die Pfarrei einen besonderen Schulmeister, für den ein eigenes Hausgen mit Garten bestimmt war. Von den Weisigen der 700 Seelen wohnenden Pfarrei erhielt er als Lohn ¼ Scheffel Roggen und Kleingeld, auch im Jahre 1714<sup>5)</sup> hatte sich noch nichts geändert. Degegen bemerkt der Bericht aus dem Jahre 1710<sup>6)</sup>, daß das Schulhaus sehr reparaturbedürftig sei. Die hier zum erstenmal genannte Besoldung aus der Kirchenschatz betrug 4 Gulden. Genöge hat er auch sein Lohn von der Konventualbruderschaft. Das Reformbretzel desselben Jahres schickte dem Pfarrei ein, nicht nur zu predigen, sondern auch häufig sich in abzuhalten. Das Interesse der Bevölkerung an der Schule war gleich Null. Nach der Bericht

von 1728<sup>7)</sup> laut, daß das Schulhaus dringend der Reparatur bedürfte. So blieb es bis zum Schluß der polnischen Herrschaft. Im Jahre 1760<sup>8)</sup> war kein Schulmeister am Orte und kein Kind von den 208 Knaben und 150 Mädchen erhielt einen Schulunterricht. Eine protestantische Schule war nicht in der Pfarrei.

<sup>1)</sup> Schematismus S. 304.

<sup>2)</sup> Fontes I. 210.

<sup>3)</sup> 2893 IV. 4 a. 81. 13.

<sup>4)</sup> 2893 IV. 7 S. 25.

<sup>5)</sup> 2893 IV. 9 S. 77 u. 287.

<sup>6)</sup> 2893 IV. 20 S. 12.

<sup>7)</sup> 2893 IV. 15 b. S. 158-160.

### Gorrenschin.

Auch diese Pfarrei ist schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts errichtet<sup>1)</sup>.

Von einem Schulmeister meldet aber erst das Jahr 1584<sup>2)</sup> anlässlich eines gegen den Crisparier entlassenen Verdicts. Von diesem wird behauptet worden, er halte die Messe in polnischer Sprache und ließe das Missionsinstrument unter beiden Gefäßen. Alle Bauern aus Gorrenschin und der Filiale Kelpin leugneten dies, nur allein der Schulmeister behauptete es. Im übrigen waren die Schulverhältnisse im Jahre 1686<sup>3)</sup> in der gewöhnlichen Weise geregelt. Nur der Schulmeister war ein Hausgen mit Garten an Kirchengrund, als Besoldung erhielt er von der Kirche und von den Weisigen ¼ Scheffel Roggen. So war es auch noch im Jahre 1702<sup>4)</sup>, wo ihm die Summe von 18 Gulden aus der Kirchenschatz gezahlt wurde. Im Jahre 1710<sup>5)</sup> erhielt er außer dem genannten Lohn auch noch von den Weisigen 2 Gulden und kirchliche Accidentien. Gegen Ende der polnischen Herrschaft, im Jahre 1760<sup>6)</sup> hatte der Ort ein Schulhaus in Ziegelfachwerk (muro Pruthenico extracta), in dem der Organist, Schulmeister und Küster wohnten. Von etwa 150 „schulpflichtigen“ Kindern besuchten höchstens 6 die Schule, also der fünfundszwanzigste Teil.

Die Krakonten hatten innerhalb der Pfarrei kein Gotteshaus und keine Schule, trotzdem sich ihre Zahl auf 400 belief.

<sup>1)</sup> Schematismus S. 305.

<sup>2)</sup> Fontes I. 211.

<sup>3)</sup> 2893 IV. 4 a. 81. 13.

<sup>4)</sup> 2893 IV. 7 S. 26.

<sup>5)</sup> 2893 IV. 15 b. 18 f.

<sup>6)</sup> 2893 IV. 15 b. S. 150.

### Kelpin.

Die Pfarrei, die schon bald Filiale von Gorrenschin wurde und es auch heute noch ist, wurde im Jahre 1391 errichtet<sup>1)</sup>.

Als selbständige Pfarrei wird sie auch ihr eigenes Schulwesen gehabt haben. Darauf deuten noch die Nachrichten vom Jahre 1686<sup>2)</sup> hin. Damals war zwar kein Schulhaus vorhanden, wohl aber ein kleiner Garten für den Schulmeister. Seiner Lohn erhielt er von der Kirche in Form von Weib und Korn. Im Jahre 1702<sup>3)</sup> wird dem Gorrenschiner Pfarrei eingeschrieben, daß häufiger auch der Filialkirche zu Kelpin zu begeben und baldwie dem Boite den Schematismus zu erklären. Der Bericht des Jahres 1718<sup>4)</sup> bemerkt nur kurz, daß weder ein Haus noch ein Garten für den Schulmeister vorhanden sei. Der im Jahre 1686 noch erwähnte Garten war also im Laufe der Zeit verloren gegangen.

<sup>1)</sup> Schematismus S. 307.

<sup>2)</sup> 2893 IV. 4 a. 81. 13.

<sup>3)</sup> 2893 IV. 7 S. 26.

<sup>4)</sup> 2893 IV. 9 S. 19.

### Lippich.

Unschuldig wird die Pfarrei Lippich im Jahre 1584 genannt<sup>1)</sup>. Demgemäß ist es nicht auffällig, wenn von der Schule erst im Jahre 1598<sup>2)</sup> die Rede ist. Längere Zeit verfallen sie aber schon Bestanden haben, da sie damals als verfallen festgestellt wird. Einen bestimmten Lohn erhielt der Schulmeister nicht, sondern nur ein Meist mit dem, was die Leute freiwillig unbenutztbrachten, kriechen sein. Im Jahre 1686<sup>3)</sup> wird kein besonderer Schulmeister erwähnt. Wahrscheinlich verlor der Organist gleichzeitig dieses Amt. So war es auch noch 1702<sup>4)</sup>, wo der Organist ein Hausgen bewohnte, das wegen eines Dachschadens auch im Innern großen Schaden erlitten hatte und sehr reparaturbedürftig war. Er hatte sonst noch einen Garten und erhielt von jedem Bauern ¼ Scheffel Roggen, von der Kirche jährlich 8 Gulden. Derselben Zustand herrschten



auch noch nach dem Bericht von 1710<sup>1)</sup>, der ausdrücklich bemerkt, daß der Organist gleichzeitig Schulmeister sei. Auch später blieben alle niederen Kirchenämter in einer Hand vereinigt. Das aus Holz gebaute Schulhaus hatte im Jahre 1766<sup>2)</sup> einen Garten, war aber sonst sehr alt. Von den 140 „schulpflichtigen“ Kindern der Pfarrei erhielten nur 2 vom Organisten Anton Trepszewski Unterricht.

Die 102 Protestanten der Pfarrei hatten keine Schule.

- <sup>1)</sup> Schematismus S. 313.  
<sup>2)</sup> Fontes III 461.  
<sup>3)</sup> 1898 IV 4 a 81, 10.  
<sup>4)</sup> 1898 IV 7 S. 35.  
<sup>5)</sup> 1898 IV 9 S. 18.  
<sup>6)</sup> 1898 IV 15 b S. 173-175.

### Lužin.

Die erste Kirche aus Holz ist schon im 13. Jahrhundert erbaut. Ein Pfarrei wird urkundlich im Jahre 1312<sup>1)</sup> genannt.

Erst nach Jahrhunderten erhalten wir die ersten Notizen über die Schule. Am Jahre 1686<sup>2)</sup> war für den Schulmeister ein Hauschen mit Garten und ein Stüchden Land bestimmt. Sonst erhielt er von den Besitzern, aber nicht von allen,  $\frac{1}{4}$  Scheffel Roggen und einige Unterstützung von der Kirche. Zur Aufbesserung seiner Lage wurde bestimmt, daß er auch noch einen Anteil an den Begräbnisgelbern haben sollte. Diese Einkünfte bildeten lange Zeit die Besoldung des Schulmeisters, doch sollte ihm nach dem Reformbetr<sup>3)</sup> für jedes Begräbnisstück nur 1 Groschen gezahlt werden. Mit seiner Verkräftigung sah es aber elend aus. Im Jahre 1702<sup>4)</sup> unterrichtete er gar nicht, da die Parochianen sich weigerten, ihm ihre Kinder zu schicken. Bis zum Schluß der polnischen Herrschaft ist von einem Schulunterricht nichts zu hören, und doch es, nach dem Berichte von 1766<sup>5)</sup> in der Pfarrei 260 schulpflichtige Knaben und 262 Mädchen, von denen etwa die Hälfte „schulpflichtig“ war.

- <sup>1)</sup> Schematismus S. 314.  
<sup>2)</sup> 1898 IV 4 a 81, 14 u. 92.  
<sup>3)</sup> 1898 IV 7 S. 35.  
<sup>4)</sup> 1898 IV 7 S. 37.  
<sup>5)</sup> 1898 IV 15 b S. 120.

### Mitrawa.

Das Dorf Mitrawa, nach dem das Dekanat benannt ist, und wohin der weitläufige Erden in der Mitte des 14. Jahrhunderts den Sitz seiner Verwallung von Schemelno verlegte, befah wahrscheinlich schon in derselben Zeit eine Kirche. Diese soll, falls sie bestanden hat, aber schon im folgenden Jahrhundert zugrunde gegangen sein<sup>1)</sup>.

Diesen unglücklichen kirchlichen Verhältnissen entsprechend, wird es mit den Schulverhältnissen, die doch mit dem Geschick der Kirche eng verbunden sind, auch nicht zum besten gekommen haben. Sicherer erfahren wir aus jüngerer Zeit, in der der Ort wie heute noch zu Sianowo gehörte, über die Schule nichts.

Auch eine evangelische Schule erhielt das Dorf und Vorwerk Mitrawa erst in preussischer Zeit im Jahre 1789<sup>2)</sup>.

- <sup>1)</sup> Schematismus S. 319.  
<sup>2)</sup> Goidbet, Vollständige Topographie . . . (Marienwerder 1789) S. 59.

### Parčawa.

(früher zum untergegangenen Dekanat Bistom gehörig.)

Die sehr alte Pfarrei ist bereits um die Mitte des 13. Jahrhunderts gegründet worden. Später wurde der Ort auch noch Sitz eines Starosten<sup>1)</sup>.

Die erste Nachricht über Schulverhältnisse stammt aus dem Jahre 1599<sup>2)</sup>. Der Schulleiter erhielt einen bestimmten Lohn von den Parochianen. Im Jahre 1688<sup>3)</sup> war für den Schulmeister ein Hauschen mit Garten und auf einem Felde ein Stüd Ackerland vorhanden. Von den Besitzern der Pfarrei erhielt er  $\frac{1}{4}$  Scheffel Roggen. Das Reformbetr<sup>4)</sup> forderte noch, daß ihm die Kirchenwägen jährlich einen Gulden zahlen sollten. So blieb es lange Zeit. Im Jahre 1702<sup>5)</sup> forderte der Visitator den Schulmeister im Reformbetr auf, die Jugend fleißig und gottesfürchtig in den Anfängen der Religion und im Lesen und Schreiben (literaturae) zu unterrichten. Fünf Jahre<sup>6)</sup> darauf war die Besoldung aus der Kirchentafel auf 2 Gulden jährlich erhöht, wahrscheinlich weil der Reformbetr bestimmte, daß Knaben und Mädchen von 8 Jahren zur Besuche angenommen werden sollten.

Einen Begriff vom Schulbesuch geben uns die Angaben aus dem Jahre 1729<sup>7)</sup>. Damals wurden 6 Knaben im Lesen, Schreiben und in Religion unterrichtet. Die Gehaltsverhältnisse des Schulmeisters hatten sich nicht geändert. Eine Aufbesserung hatten sie aber gegen Schluß der polnischen Herrschaft erfahren. Im Jahre 1766<sup>8)</sup> hatte der Organist Anton Schefler (Szefler), der auch Kantor, Schulmeister und Küster war, außer freier Wohnung in dem von den Parochianen auf Kirchengeld gebauten Schulhause und einem sehr kleinen Garten von der Kirche und der Bruderschaft je 6 Gulden, ferner Naturalienlieferungen, Accidens und ein Stüd Land. Die Zahl seiner Schüler belief sich auf 5 von etwa 120 „schulpflichtigen“ Kindern.

Die Protestanten hatten, trotzdem sich ihre Zahl auf etwa 350 belief, in der Pfarrei kein Gotteshaus und keine Schule.

- <sup>1)</sup> Schematismus S. 316.  
<sup>2)</sup> Fontes III 464.  
<sup>3)</sup> 1898 IV 4 a 81, 16 u. 88.  
<sup>4)</sup> Fugler dem Organisten gab es ausnahmsweise einen besondern Schulmeister.  
<sup>5)</sup> 1898 IV 7 S. 418.  
<sup>6)</sup> 1898 IV 9 S. 74.  
<sup>7)</sup> 1898 IV 20 S. 270.  
<sup>8)</sup> 1898 IV 15 b S. 231-233.

### Dedniz.

(Zillale von Alt-Grabau).

Die Restlicher Kirchengüterhältnisse waren stets recht dürftig. Weißens war die kleine Pfarrei von Nachbarpfarren verwalet<sup>1)</sup>.

Auch die Schulverhältnisse waren traurig. Im Jahre 1687<sup>2)</sup> wird berichtet, daß ein Schulhauschen vorhanden gewesen, aber abgebrannt sei. Zur Besoldung des Schulmeisters, den aber damals am Orte nicht gab, waren die Parochianen verpflichtet. Die Berichte von 1710<sup>3)</sup> und 1729<sup>4)</sup> erwähnen nur einen Bauplay für die Schule und einen Garten.

- <sup>1)</sup> Schematismus S. 311.  
<sup>2)</sup> 1898 IV 4 a 81, 44.  
<sup>3)</sup> 1898 IV 9 S. 133.  
<sup>4)</sup> 1898 IV 20 S. 97.

### Sianowo.

Die Pfarrei ist bereits 1343 errichtet, wurde aber später wegen der unzureichenden Zolaton Zillale von Stregos<sup>1)</sup>. Daher kommt es auch, daß im Jahre 1688<sup>2)</sup> für den Schulmeister seine Stiftung bestand. Er erhielt nur von den Besitzern  $\frac{1}{4}$  Scheffel Getreide. Der Bericht von 1710<sup>3)</sup> erwähnt nur noch, daß er auch Kalende und andere Accidens habe. Da am Orte aber kein besonderer Schulmeister war, so erhielt der Stregcher Lehrer diesen Lohn und noch 4 Gulden.

- <sup>1)</sup> Schematismus S. 318.  
<sup>2)</sup> 1898 IV 4 a 81, 13.  
<sup>3)</sup> 1898 IV 9 S. 206, 38.

### Szeratonig.

Über die Gründungszeit der Pfarrei läßt sich nichts Genaueres sagen. Während ein Pfarrei bereits 1396 erwähnt wird, hören wir von der Kirche erst 1642<sup>1)</sup>.

Auch hier, wie an anderen Orten desselben Dekanats, wird kein besonderer Schulmeister erwähnt, wohl aber hatte die Kirche 1688<sup>2)</sup> einen Organisten, der vielfach das Amt des Schulmeisters verah. Für diesen war ein Haus mit Garten vorhanden, und als Lohn erhielt er von den Besitzern  $\frac{1}{4}$  Scheffel Getreide und von der Kirche jährlich 4 Gulden. Derselben Zustände herrschten auch noch im Jahre 1702<sup>3)</sup>. Den Organisten selbst schickte das Reformbetr<sup>4)</sup> desbeten Jahres als einen dem Sauf ergebenden, ungebildeten und freistattlichen Menschen, den der Pfarrei am kommenden Quartalsersten aus dem Kirchengendienste entlassen und durch einen geeigneten und nüchternen Mann ersetzt sollte. Derselben sollten vor allen der Unterricht der Jugend in den Grundlehren der Religion, im Lesen und Schreiben zur Pflicht gemacht werden. Der Pfarrei selbst aber sollte an allen Sonn- und Festtagen dem Volke bei Katechismus erklären. Diese Forderung scheint auch später noch nicht streng befolgt zu sein; denn der Visitator stellte noch einmal im Jahre 1710<sup>5)</sup> dieselbe Forderung. Im übrigen herrschten aber bessere Zustände als 1702. Der Organist, gleichzeitig Schulmeister, hatte 5 Schüler und unterrichtete sie im Lesen und Schreiben und den Anfangsgründen der Religion (inventum tam in literis quam rudimentis fidel instruit). Sein Lohn aus der Kirchentafel war von 4 Gulden im Jahre 1688 und 1702 auf 10 Gulden

15 Groschen erhöht worden. Hierzu kamen noch Kalende und andere Accidienten und die Getreidelieferungen der Bauern. Falls die Schülerzahl sich im Lauf der Zeiten bedeutend hob, was aber kaum anzunehmen ist, dann lernte nur das häufigste sind schreiben und lesen, da die Pfarrei nach dem Bericht von 1760<sup>2</sup>) etwa 250 „schulpflichtige“ Kinder zählte.

Ein lutherisches Bethaus mit Schule gab es in der Pfarrei nicht.

<sup>1</sup>) Schematismus S. 320.

<sup>2</sup>) 1814 IV 4 a S. 11.

<sup>3</sup>) 1814 IV 7 S. 72 u. 90.

<sup>4</sup>) 1814 IV 9 S. 288 u. 24.

<sup>5</sup>) 1814 IV 15 b S. 133.

### Stendhij.

Die Pfarrei ist wahrscheinlich schon Ende des 13. Jahrhunderts errichtet<sup>1</sup>).

Von der Schule hören wir aber noch sehr lange nichts. Erst 1686<sup>2</sup>) wird ein Häuschen mit Garten für den Organisten erwähnt, der auch gleichzeitig den Schulunterricht zu versehen hatte. Als Wohnort erhielt er von den Besitzern  $\frac{1}{2}$  Scheffel Roggen und Weizen. In den Naturalienlieferungen trat später noch eine Besoldung durch die Kirche. So erhielt der Schulmeister 1702<sup>3</sup>) aus der Kirchentafel jährlich 6 Gulden 15 Groschen, für das Abtragen des Holentranzes vierteljährlich 18 Groschen. Seine Tätigkeit als Schulmeister war aber gleich Null. Das Reformdret desselben Jahres schärfte ihm ein, er solle die Jugend zur Schule einladen und in den Anfangsgründen der Religion, des Lesens und Schreibens unterrichten. Einen besonderen Erfolg hatte diese Maßnahme aber nicht; denn der Bericht von 1710<sup>4</sup>) bemerkt, daß er gegenwärtig nur 2 Schüler habe. Aber seine Einnahmen sagten verheerliche Verheerung, daß er eine Hütte (casa) mit Garten und eine Scheune habe. Seine Besoldung aus der Kirchentafel und die Accidienten werden nicht näher angegeben, von den Parochianen erhielt er aber in dieser Zeit nicht wie früher  $\frac{1}{2}$  Scheffel Getreide, sondern nur  $\frac{1}{4}$  Scheffel. Bis zum Jahre 1728<sup>5</sup>) hatte sich an diesen Verhältnissen nichts geändert, auch die Schülerzahl war nicht über 2 geblieben. Bei dem nahezu vollständigen Ausfall des Schulunterrichts ist es verständlich, daß der Visitator dem Dean einschärft, auf die Abhaltung der Kateche in den Kirchen des Dekans zu achten. Später verschlechterten sich diese traurigen Verhältnisse noch mehr. Nach dem Bericht von 1766<sup>6</sup>) war Simon Gajlowitz Organist, Lehrer und Müller, ein Schulhaus gab es nicht, und Schüler wurden nicht in die Schule geschickt. Die Zahl der „schulpflichtigen“ Kinder belief sich auf 160.

Auch die 223 Protestanten in der Pfarrei hatten keine Schule.

<sup>1</sup>) Schematismus S. 323.

<sup>2</sup>) 1814 IV 4 a S. 11.

<sup>3</sup>) 1814 IV 7 S. 88 u. 87.

<sup>4</sup>) 1814 IV 9 S. 10.

<sup>5</sup>) 1814 IV 20 S. 6, 15.

<sup>6</sup>) 1814 IV 15 b S. 183—185.

### Strepitz (Strzecz).

Die Pfarrei ist sehr alt und schon im 13. Jahrhundert errichtet<sup>1</sup>).

Über die Schule erfahren wir aber erst etwas im Jahre 1686<sup>2</sup>). Der Schulmeister hatte ein Häuschen mit Garten und erhielt seinen Lohn von den Besitzern in Form von  $\frac{1}{2}$  Scheffel Roggen. Offenbar erlidiene dieses Einkommen dem Visitator zu gering; denn in dem Reformdret wurde bestimmt, daß dem Schulmeister jährlich 4 Gulden von den Strepitzer und Sianowitz Kirchenvätern gezahlt werden sollten. Dielem Wunsch kam man auch später nach, so erhielt der Schulmeister 1702<sup>3</sup>) außer der früheren Besoldung noch vierteljährlich Geld aus der Kirchentafel. Der Bericht von 1710<sup>4</sup>) weiß nichts Neues anzuführen. Einmalige niederen Kirchenämter, auch das des Schulmeisters wurden im Jahre 1766<sup>5</sup>) von Franz Kujawitz versehen. Dieser hatte freie Wohnung in einem hölzernen mit Stroh gedeckten, aber darsälligen Hause. Hierzu gehörte ein Garten, ein Stück Land und eine kleine

Wiese. Von irgendeinem Schulunterricht wird nichts erwähnt, wird auch wohl nicht die Rede gewesen sein. So wuchsen denn die 321 Knaben und 357 Mädchen, zu denen auch die Kinder der Filiale Aude gezählt sind, ohne besondere Schulbildung auf. Diese wenig erfreulichen Zustände werden uns verständlich, wenn wir das Reformdret des Jahres 1766 lesen. Hieran scheinen alle Kirchendiener, auch die Weislichen, ihre Pflicht recht häufig erfüllt zu haben. Dem Pfarrei und Bistat wird zur Pflicht gemacht, die Bedürfnisse auch der Armen, besonders in der Filiale Aude, selber zu besorgen und sie niemals dem Schulmeister oder einem anderen zu überlassen. Ferner wird dem Pfarrei noch anbefohlen, über den Bistat zu wachen, damit er sich nicht mit dem Schulmeister dem Zufall ergebe und diesen von seinem Unterrichts ablenke.

Auch die 118 Protestanten der Pfarrei hatten kein Bethaus und keine Schule.

<sup>1</sup>) Schematismus S. 326.

<sup>2</sup>) 1814 IV 4 a S. 14 u. 93.

<sup>3</sup>) 1814 IV 7 S. 61.

<sup>4</sup>) 1814 IV 9 S. 28.

<sup>5</sup>) 1814 IV 15 b S. 130.

### Sullenstijn.

Der Ort erhielt 1365 eine Landbesitz. Die erste Kirche wurde aber erst 1614 als Filiale von Patschau erbaut und 1640 zur selbständigen Pfarrei erhoben<sup>1</sup>).

Schon im Jahre 1616 hören wir, wie von dem Stammherren von Sullenstijn, Methold Hedelstein, und seiner Gemahlin, einer geborenen Freiere von Konarzin Konarstin vor dem Herrscher Bericht für die Kirche eine Stiftung gemacht wurde<sup>2</sup>). Unter dieser Befehle finden sich auch zwei zusammenhängende Katen, die dem Schulmeister zur Wohnung und zur Schule dienen sollten, falls ihm Kinder zum Unterricht geschickt wurden, anderenfalls sollten sie zu einem anderen frommen Zweck bestimmt werden. So führt denn auch der Visitationsbericht von 1686<sup>3</sup>) die für den Schulmeister bestimmten Einkünfte des Höheren an. Es war für ihn nicht nur ein Häuschen mit Garten, sondern auch noch eine für damalige Verhältnisse reichliche Besoldung vorhanden. Er erhielt vom Gutsherrn 40 Gulden, von den Bauern je  $\frac{1}{4}$  Scheffel Getreide und von der Bruderschaft jährlich 2 Gulden. So war es auch noch im Jahre 1702<sup>4</sup>), bereits 1710<sup>5</sup>) aber wird das Schulhaus als gänzlich hässlich gelobt, sonst waren die Einkünfte des Schulmeister-Organisten dieselben geblieben. Das Reformdret bestimmte, daß das Schulhaus noch in demselben Jahre gebaut werden sollte. Falls die Kirchendiener widerpenig sein, sollte das Geld für den Meister aus der Kirchentafel genommen werden, während die Parochianen die Materialien anzufahren hätten; Knaben und Mädchen von 8 höchsten 9 Jahren sollten durchaus zur Weisheit angenommen werden. Das Schulhaus wurde gebaut und wird 1728<sup>6</sup>) als hübschlich gelobt. Die kirchliche Kateche wurde nur an den Sonntagen zur Sommerzeit abgehalten. Mit dem eigentlichen Schulunterricht sah es bis zum Schluß der polnischen Herrschaft sehr schlecht aus. Im Jahre 1766<sup>7</sup>) hatte der Organist Jakob Sianowitz auch im Winter seine Schüler, während sich die Zahl der Kinder im ganzen auf 80 Knaben und 80 Mädchen belief. In seiner Eigenschaft als Schulmeister erhielt der Organist nur 10 Gulden aus dem vom Gutsherrn Reinhold Hedelstein (Hedelsteyn<sup>8</sup>) gemachten Stiftung.

<sup>1</sup>) Schematismus S. 328.

<sup>2</sup>) Eine Abschrift im „Liber decanatus“ von Varenburg, das sich jetzt im 1814 befindet.

<sup>3</sup>) 1814 IV 4 a S. 16.

<sup>4</sup>) 1814 IV 7 S. 141.

<sup>5</sup>) 1814 IV 9 S. 72 u. 83.

<sup>6</sup>) 1814 IV 20 S. 184.

<sup>7</sup>) 1814 IV 15 b S. 297—311.

<sup>8</sup>) Der Name des Stifters lautete, wie wir oben sahen, Reinhold Hedelstein.

(Fortsetzung folgt.)

## Die landchaftliche Gliederung des Deutschthums in Mittelpolen.

Von Albert Freyer.

### Einleitung.

Das großpolnische Deutschthum schaut auf eine reichlich dreihundertjährige Geschichte zurück. Mannigfaltige Schicksalswege hat es in dieser Zeit zurücklegen müssen, nicht immer wieder seine Entwicklungslinie gemessen aufwärts, häufig wurde die gewaltsam abgebrochen. Mischelung mit fremdländischen Elementen, wechselte man zu oft ab. Dennoch hat es im Laufe der Jahrhunderte in vielen Siedlungsgebieten unangesehen seine vollkommene Kraft erhalten, ist in jeder, fetiger Arbeit bis auf die Gegenwart hin seiner kolonialistischen, kulturfördernden Aufgabe treu geblieben.

Die bisherigen Verfassungen über das Deutschthum Mittelpolens behandeln in erster Linie zumeist keine geschichtliche Vergangenheit, nur zum Teil die Verhältnisse von dem Gebiet der Volkstunde. Aber die räumliche Verteilung des Deutschthums, die Boden- und Wirtschaftsverhältnisse, den Einfluß der Landchaft, deren Gestaltung durch den deutschen Menschen, Verbindung und Gang der Siedlung, Dorf- und Hausformen, Art und Herkunft der Siedler — kurz: über Erd- und Siedlungsstunde des mittelpolnischen Deutschthums waren unsere bisherigen Kenntnisse ärmlich.

Im Nachstehenden soll zum erstenmal versucht werden, einiges über diese wichtigen Fragen zu sagen. Gewiß ist diese Vorarbeit vorläufig und ein schwacher Versuch. In vielen Stellen fehlen uns norderhand noch die abschließenden Forschungen. Jedenfalls hoffen wir, mit diesem Beitrag einen kleinen Grundriß der erd- und siedlungsständischen Fragen für den Nachmann, wie auch für den Schullehrer gegeben zu haben.

### Weichselniederung.

Eine der ältesten, interessantesten Landchaften des deutschen Siedlungsgebietes in Mittelpolen stellen die teils fruchtbarsten, teils sonderigen Stromauen der Weichsel, des Dugis und Karweis dar. Solche Weiden, prächtige Weizenfelder, umfangreiche Pflanzengärten, noch alte verlandete Ackerfluren mit niedrigen Kohnweiden bezaubern, westwärts der Weichselgehend für eigenartige Gepräge. Jährlich überfliegen trübe Weichselnuten Wiesen und Felder, fruchtbarsten Schilf hinterlassend. Doch reist der ungezähmte Strom auch viele Wägen losbaren Ackerlandes in die Tiefe. Hochbau, Viehzucht herrschen im landwirtschaftlichen Betriebe vor.

Die deutschen Niederungsdörfer ziehen sich auf einer Strecke von 300 km weichselaufwärts; bei Słonik, unweit des Bahnhofs Giedocznolet, beginnen sie und erreichen hart vor der Mündung des Flusses ihre südliche Grenze. In 7 größeren und 200 kleineren Dörfern leben hier an 25 000 Deutsche.

Die Auswanderung nach Polynen hat in der Niederung einzelne Dörfer geschwächt, besonders hart war sie in der Nowy Brzozowiec. Jedoch allmählich herrscht ein gewisser Wohlstand in den einzelnen, meist in Streulage sich befindlichen Dörfern. In der Nachkriegszeit wanderten viele junge Leute nach Übersee aus.

Bereits um das Jahr 1605 bestanden die deutschen Niederungsdörfer Słonik und Wolzowice. 1616 wurde das Dorf Mit-Bozowice gegründet. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts lassen bedeutende der Weichsel bis hinauf nach Plesza hunderte Weichselbauern. Hundert Jahre darauf greift die Kolonisation weiter weichselaufwärts. Im 1800 werden bereits südlich der Hauptstadt Deutsche im neuen siedlungsunbrannten „Kämpen“. 1830 werden unweit der Pilsaumündung die Niederungsdörfer Bobole und Brzezin gegründet.

Die Weichseldeutschen kamen zum größten Teil aus der Danziger, Marienburger und Graudenziger Niederung. Sie sind zum Teil die unmittelbaren Nachkommen der aus Holland eingewanderten Kolonisten. Bei den meisten der Niederung ist die Erinnerung an das in ihnen fließende holländische Blut noch lebendig. Viele nennen sich auch daher „Holländer“. Anfänglich gab es in den einzelnen Dörfern auch viele Nonnenklöster. Gegenwärtig zählen wir kaum zwei Nonnenklöster. Die meisten hat der Wandertrieb nach Süd-

rußland geleitet. Doch auch Deutsche aus Westpreußen sind unter die Niederung gemischt haben, erscheint nachliegend.

Der Weichseldeutsche, der niemals den Fremdenstolz kannte, hat nach eigenen, in der „Wistula“ festgelegten Gesetzen regierte, hat einen ausgeprägten Gemüthsinn. Er ist in seinem Stafrücken frei, selbstbewußt, herrlich. Der Niederung verleiht diese platte Sprache nicht, er spricht mit Vorliebe zu keinesgleichen auch in Gegenwart anderer kein Weichselplatt, das sich wesentlich von der plattdeutschen Mundart der Pommeren im Ostpreußen Lande und auf der Kujawischen Platte unterscheidet.

### Das Dobryner Land.

Das Landchaftsbild dieses Gebietes ist von eigenartiger Schönheit. Bunt wechseln die einzelnen Bodenformen: öde, weite Sandfelder, fruchtbarere Ackerbauflächen, fülle, verträumte Kimmengen, materielle Hügelketten. Der Boden ist vorwiegend fruchtbar, es gibt auch streifenweise viel Bruchland, in einzelnen Gegenden auch Fluglandfläden. Vorherrschend ist der Getreide- und Kartoffelanbau, der Viehzucht wird ebenfalls entsprechende Aufmerksamkeit zugewandt.

Auf einer Fläche von reichlich 1900 Quadratkilometern wohnen in 130 größeren Dörfern an 21 000 Deutsche und eingeschleibt in 230 kleineren oder größeren polnischen Dörfern an 7000 Deutsche, was insgesamt eine Seelenzahl von 28 000 Deutschen ergibt. Größere deutsche Sprachinseln finden wir bei Brzezin, Strzypolno, Elanowice, Klekuzin, Michaliki, Obort, Boguchowo und Orzowo.

Die im Norden des Dobryner Landes gelegenen deutschen Dörfer sind um 1700 entstanden, denn bereits im Jahre 1719 wurden deutsche Schulen in Obort und Tomaszewo gegründet. In der Folgezeit ging die Ansiedlung deutscher Dörfer, die hier vorwiegend auf brüchigem Waldboden angelegt wurden, in südlicher Richtung. Des lumpyigen Geländes wegen war die Anlage von Strohdörfern erdweiser. Wir finden hier aus diesem Grunde vornehmlich Gräflichkeiten der Streulage. Um 1800 folgten viele polnische Auswanderer die auf „ewige“ Zeiten geschlossenen Pachtverträge auf. So manches Dorf verlor dabei seine deutschen Insassen. Viele wanderten damals nach Polynen und Sibirien aus. Vor dem Weltkrieg ging aus den überalterten deutschen Dörfern die erwachsene Jugend als Siedlungsquelle nach Deutschland. Gegenwärtig ist diese Erwerbsquelle vollständig vertrieben. Vor einigen Jahren machte sich die Auswanderung nach Kanada hart bemerkbar.

Der überwiegende Teil der Deutschen des Dobryner Landes stammt aus den benachbarten Gebieten Ost- und Westpreußens, einzelne Siedlerfamilien kamen auch aus der Weichselniederung. Im häuslichen Umgang wird das Weichselplatt gesprochen. Die harten Siedlungsbedingungen haben den Dobryner Deutschen zäh, fleißig und hartam gemacht. Mit harter Liebe hängt er an seiner Heimatsholle, seiner Sprache und seinem Glauben. Die politische Orientierung ist hier ebenfalls gefestigter und bestimmter, zum Unterschiede von anderen deutschen Landchaften Mittelpolens.

### Die Anjawische Szemplatte.

Das ungewöhnliche Wechselland dieser Landchaft stellen die zahlreichen schönen Kimmengen dar, zwischen denen breite, langbrüchige Stromtäler, jedoch auch fruchtbar Landtrische hingleichen. Einzelne Hügelgruppen, meist Entmoränen, beleben das Landchaftsbild. Wald fehlt allenthalben, mit Ausnahme einzelner Gebiete im „Salbigen Anjawien“ (städtisch treffen wir die Wälderorten an). Die eigenartigen Dorfinsel leben im lebhaften Grün der Weiden ab. Die Viehzucht steht noch dem Ackerbau in hoher Blüte, obwar gerade die deutschen Siedlungen vorwiegend auf sandigem kujawischen Boden angelegt wurden. Die Dorfformen sind gemischt. Die alten Dörfer sind meist Strohdörfer, mitunter auch Streusiedlungen. Die im 19. Jahrhundert entstandenen Siedlungen sind Liniendörfer.

Die von Deutschen meist im losen Zusammenhang bewohnte Fläche beträgt 2100 Quadratkilometer und wird von rund 25 000 Seelen besiedelt. Von insgesamt 460 deutschen

Dörfern wohnen in 350 Siedlungen nur kaum über zehn Deutsche. In den Städten finden wir als Handwerker, Hausbesitzer, Handeltreibende 1600 Deutsche, die jedoch im harten Waage ihrem Volkstum untergeordnet sind. Größere ländliche Sprachinseln liegen bei den Dörfern Woz, Ludwifowo, Waslafi, Zzica, Babiat, Sompolno, Grabina, Dieficiery.

Die ersten deutschen Dörfer entstanden im das Jahr 1760. In welcher Folge gründeten polnische Gutsherrn auf langem Waldboden zahlreiche deutsche Dörfer, die hohe Zinsen, Naturalabgaben und Spandienste leisten mußten. Im 1790 bestanden zummindestens 50 größere und kleinere deutsche Dörfer. Die Hofstellen betragen damals im Durchschnitt zu je einer Hufe. Die Kolonisten kamen aus den benachbarten Gegenden Großpolens und des Regavens. Sie sprechen auch gegenwärtig die polnische Sprache, sind pommerische Plattdeutsche. Zu preussischer Zeit wurden die Dörfer Neu-Rembe, Friedrichstal, Pilsenfeld, Wilhelmstal, Hofental, Schwedebach usw. angelegt und mit Kolonisten aus Württemberg, Baden und Bayern bevölkert.

Die Plattdeutschen in Kujawien werden fälschlicher Weise „Nalchuben“ genannt. Dieser Name hat mit dem slavischen Volkstamm nichts Gemeinliches, er ist einfach nur eine Bezeichnung für das Dorfunkland, die Waldauwe, der Siedler. Von dort sind vor Jahrhunderten die Vorfahren der Kujawischen Deutschen nach dem Regava und Großpolen eingewandert. Im Kaiserreichnisse in Zukunft vorzugeben, ja vielleicht überflüssigen Zeitungschreibern: Vorjannindliche zu leisten, hat die Deutsche Heimatforschung befohlen, so ist den Kujawischen Deutschen ihrer Mundart und Herkunft gemäß als Pommer zu bezeichnen.

Das Deutlichkeit dieses Gebiets hat stark durch die Auswanderung nach Bolivien gelitten. Vor dem Kriege zogen viele nach den Vereinigten Staaten Nordamerikas.

Außerlich sind die Pommer klein von Wuchs, im Haus halt meist niedrig, wenig mittelmaß, jedoch zäh und fleißig. Die Strenge der Bedingungen hat in Zukunft große Entbehrungsgefahren in sich. Die Sachverhältnisse sind trostlos.

#### Gostyniner Land.

Die Landschaft dieses Gebiets besteht aus zwei verschiedenen Teilen der Puzliner Ebene und dem Gostyniner Hügelland. Nach Prof. Venzeyer hat die letzte Vereinerung besonders im Hügelland noch recht frische Spuren hinterlassen. Zahlreiche caotisch verteilte Enmoränen, Drumlins und schöne Kimmeeisen sind das charakteristische Merkmal der Landschaft. Sondergebiete mit Fluglandfeldern, brüchige Wiesen geben einen wenig fruchtbaren Boden. Anders liegen die Bodenverhältnisse auf der Puzliner Ebene mit ihren guten Geschiebemelgeböden. Zuderrübenanbau, Großgrundbesitz herrschen allenthalben vor. Wälder sind im Gegendag zum Hügelland häufig vorhanden.

Auf einer Fläche von 600 Quadratkilometern siedeln hier in drei größeren Sprachinseln an 6000 Deutsche in Stadt und Land und zumal 140 deutsche Dörfern und in drei Städten, wobei die Dörfer öfters eine nur kleine Anzahl Deutscher beifien.

In der Zeit zwischen 1800—1880 fand aus diesem Gebiet eine starke Auswanderung ins Cholmer Land und nach Bolivien statt. Der Aufschwung der Industrie im Puzler Gebiet untergub den Bestand des bis dahin wohlentwikelten Zudgewerbes in der Stadt Gostynin. Die Wehrzahl der Zudmacher war genötigt, im Puzler Industriegebiet Brot zu fuchen.

Die ersten deutschen Dörfer entstanden hier um das Jahr 1780. Auf langjährigem Waldboden setzten polnische Großgrundbesitzer deutsche Bayern aus dem Regava hier an. In preussischer Zeit (1793—1806) siedelten sich auf der Puzliner Ebene Württemberger und Baderer an. Die Dörfer Neugrub, Neu-Dillingen und Rogold wurden damals gegründet. Kolonisten aus dem Kaiserreich gründeten damals die Dörfer Pilsenfeld, Blumensfeld, Seinelben, Donnerstruß und Regarde. Die kongresspolitische Regierung brachte nach den Städten Gombin und Gostynin um das Jahr 1824 deutsche Zudmacher aus dem Regava.

Die pommerischen und märkischen Kolonisten sind auf den mageren, ausgelaugten Böden des Gostyniner Hügellandes wirtschaftlich nicht recht hochgekommen, darum die starke Auswanderungsbewegung. Die Schwabendörfer der

Zschiner Ebene haben durch der besseren Bodeneigenschaften und der jähen Arbeit ihrer Bewohner einen erdreicheren wirtschaftlichen Aufschwung erlebt. Leoberg hat sich in den letzten Jahrzehnten zu einem für mittelgroße Verhältnisse eigentümlichen Industrieort entwickelt, das zwei Fabriken unterschiedlicher Maschinen und vier Motormühlen besitzt. Das rädtliche Deutlichkeit ist in seinem wirtschaftlichen und völligen Dasein stark bedroht.

#### Das Kallischer Land.

Südlich der Städte Jagorów und Konin zieht sich eine langjährig-lange Ebene hin, die zerstreute von kümmerlichen Kiefernwäldern unterbrochen wird. Erdenbrüche, magere Wiesen, in deren Untergrund Kiesenziege liegt, unfürmbare Sandhügel und ertragsarme Felder wechseln nacheinander ab. Stellenweise treten breite Flächen von Flugland, untermittelt mit Wärdern, so bei Kotowisz, Borose, auf. Deller, feinstörriger flurartiger Sand ist das bestimmende Merkmal der Landschaft, wie dies in den Namen der Dörfer trefflich zum Ausdruck kommt, z. B. „Bide Bloto“, „Biala“, „Biala Panienka“, „Lomy“ usw.

Auf diesen mageren, brüchigen Böden finden wir zahlreiche, starkbedröhter deutsche Siedlungen, die seit der Zeit ihrer Gründung nur wenig zu wachen vermögen. In dem ein wirtschaftlicher Aufschwung kaum jemals beifien sein wird. Selbstgeschieden, von allen verweisen, führen diese deutschen Menschen ein kümmerliches Dasein. Anstatt der Weidende, wie es jedem ordentlichen Wirte aufkommen sollte, führen sie Säde voll Kiefernspäßen auf den Markt. Das Brotgetreide reicht in den meisten Fällen kaum für den eigenen Bedarf.

Die deutschen Dörfer nehmen eine Fläche von reichlich 1000 Quadratkilometern ein und bilden ein verhältnismäßig geschlossenes Siedlungsgebiet, auf dem rund 25 000 Deutsche wohnen. Im Vergleich zu anderen Landschaften finden wir hier deutsche Großdörfer mit einer Bevölkerung, die 500 Seelen übersteigt, in den Dörfern Laxin, Konin mit 757 Seelen, Chorn mit 635, Borowice mit 668, Bieloblot mit 588. In 24 Dörfern wohnen 2000 Deutsche, wiewohl 74 Heime ohne deutsche Dörfer besitzen eine Bevölkerung von unangehörigen Polen. Die Bevölkerung fällt überall stark auf, was zur Auflebung der Wirtschaften und zur Proletarisierung in den meisten Fällen führt. Die Sachjüngere nach Deutschland war vor und nach dem Kriege verbreitet. Gegenwärtig ist sie so gut wie vollständig unterbrochen, was eine schwere Katastrophe dieser Menschen nach sich gezogen hat.

Das langjährig-brüchigen Geländes wegen ist in diesem Siedlungsgebiet die Strenge in den Dörfern die beinahe ausschließliche Dorforn, ähnlich der Siedlungsweise des Dorfunklands, der Neutomsfelder und Gräber Gegend.

Im das Jahr 1740 nahm die deutsche Kolonisation im Kallischer Lande ihren Anfang. Polnische Kiefern- und Strohden, die Besitzer weit ausgedehnter Kiefernwälder, riefen die zahlreichen deutschen Siedlungen ins Leben. Aus wortschweren Einwanderer wurden die jedoch gegenwärtig vollständig im schlesischen Stamm untergetaucht sind. Religiöse Schwarzgeistliche ist im Kallischer Lande verhältnismäßig schwach vertreten.

In den Städten des Kallischer Landes, in Kallisch, Turek, Grodzisz, Wladyslawow und Jagorów ist das Deutlichkeit mehr oder minder stark vertreten. In der ehemaligen Gouvernementsstadt Kallisch sind das allmählich Deutlichkeit, mit wenigen Ausnahmen, noch vor dem Kriege an, dem angeklamm-





ten Volkstum untreu zu werden. In der Weberstadt Turck ist es noch verhältnismäßig groß an Zahl, jedoch keine Bedeutung ist im hiesigen Schwunden. Das Städtchen Wladyslawow, wirtschaftlich gegenwärtig ohne größeren Wert, hat für die deutsche Heimatsforschung infolgedessen erhöhtes Interesse, da es die älteste deutliche Stadtgründung auf dem Gebiete Mittelpolens darstellt, die bis auf die Gegenwart hin unangebrochen, wenn auch nicht an Zahl, ihr Deutschthum erhalten hat. Wladyslawow ist die Gründung des Grafen von Góra-Gorowicki, der im Jahre 1735 deutsche Böhmer, Leinweber und Parchner aus Schlefien berief.

#### Der Warthebruch.

Das Berliner-Warschauer Urstromtal, in dem gegenwärtig die Warthe träge ihre Wasser wälzt, übersteigt an Breite

kaum 3 km; stellenweise, so bei Neu-Garfow, erreicht es 7 km. Das Flußthal ist meist offen. Nur in der Gegend zwischen den Städten Soko und Konin bedecken dicke Erden-, Weiden- und Pappelbestände die fruchtbare, stellenweise sanft abfallende Talsohle. Die Überschwemmungen im Frühjahr und Sommer wirken sich bei der Warthe nicht dermaßen verheerend aus, wie dies der Fall bei der Weichsel ist. Daher finden wir hier eine andere Form der Bewirtschaftung. Weiden- und Milchviehwirtschaft herrschen vor, auch Geflügelzucht wird eifrig getrieben. Körneranbau tritt zurück, da an manchen Stellen das Fliegen des schweren „littigen“ Bodens nur mit großer Mühe verbunden ist.

Auf einer Strecke von 130 km, von der ehemaligen preussischen Grenze bis südlich nach Vesnik, bei der Stadt Uniejow, ziehen sich mit kleineren und größeren Unter-

brechungen 63 große deutsche Dörfer mit 7000 Seelen hin. Eingefiedelt in polnische Bruchdörfer, vereinigt aus kleine deutsche Erbschaften bildend, finden wir noch 145 Dörfer mit annähernd 4000 Deutschen. Die Besitzverhältnisse im Warthebruch liegt meist gut. Die schönsten deutschen Siedlungen liegen westlich der Stadt Könin.

Die deutsche Besiedlung begann hier um 1780. Die Siedler kamen vorwiegend aus dem Oder-, Rega- und Barthebruch. Die Umgegend von Landsberg a. B., Sonnenburg, Driesen sind die Herkunftsorte. Es waren meist „wasserfundige“ Leute, geschickt zum Kampf mit Sumpfschwamm und brüchigem Wiesengelände. Auch gab es damals wie auch kurz vor dem Kriege Schiffer und Schiffbauer darunter, die polnische Getreide bis aus der Gegend der Stadt Soko nach Deutschland auf ihren Dampfschiffen brachten. Im Jahre 1796 erreichte die deutsche Kolonisation ihren höchsten Punkt im Warthebruch mit Anlage des Dorfes Kessin. Im Bruch liegen zumest Plattdeutsche, die ein etwas vom pommerischen Platt abweichendes, mächtig fleischerich Plattdeutsch sprechen. Westlich von Könin und in Neu-Gartow ist im häuslichen Verkehr das Plattdeutsch erloschen, es hat einem vollständigen Hochdeutsch Platz machen müssen. In den Bruchdörfern um Soko ist das Plattdeutsch im vollen Schwange, so auch in den Dörfern östlich von Könin.

Der guten wirtschaftlichen Verhältnisse wegen stellen die „Brüder“ oder die hiesigweise genannten „Wasserpächter“ einen gesunden, fernigen Menschenstamm dar. Nur jungen Verlassen sie ihre Weiden und Viehherden. Die bewachtbaren, auf der Dohobene lebenden Schelken sagen von ihnen: „Im Bruch lebt es sich leichter, da es weniger Arbeit.“

In den im Warthebruch gelegenen Städten Soko und Könin und der Uferstadt Jagorów leben einige hundert Deutsche, als Nachkommen der vor hundert Jahren dort eingewanderten Tuchmacher und anderer Handwerker. In diesen Städten befinden sich evangelische Kirchen.

### Die Schwabenstellungen bei Warchau.

Auf den nördlichen walowischen Höhen, flüchtig und westlich von Warchau, finden wir eine gewisse Anzahl von Schwabendörfern. Die Nähe der Hauptstadt ermöglicht eine gutgehende Ackerwirtschaft. Der Anbau von Frühkartoffeln und anderem Gemüse ist eine der wichtigsten Einnahmequellen. Die eigenartigen schwabischen „Achtentwagen“ sind in der Umgegend von Warchau oft anzutreffen. Den wirtschaftlichen Verhältnissen der Großstadt verstehen sich die Schwaben wohl anzupassen.

Den Mittelpunkt der schwabischen Siedlungen bildet das Städtchen Stawa-Nowicza (St.-Altwisheim). Auf einer Fläche von 100 Quadratkilometern finden wir an 25 schwabische Dörfer mit einer Bevölkerung von 3000 Seelen. Den Ueberstau der Bevölkerung versorgt die Großstadt. Obwohl aus den Schwabendörfern keine nennenswerte Auswanderung nach Westindien oder Nordamerika stattgefunden hat, ist dennoch im Vergleich mit dem Jahre 1845 die Bevölkerung zurückgegangen. Der Zug nach der Stadt entvölkert die Dörfer. Handwerk und Handel geben dem Schwaben ein besseres Fortkommen als der Ackerbau.

Die Entstehung der Schwabenstellungen geht auf die Preußenzeit zurück. Damals legte man auf „vertrauten Orten“ eine Reihe von Dörfern mit wohnföhrenden, der alten Heimat entlehnten Namen an, so: Wolowigland, Krasnab, Jwisöheim, Kunzig, Schwiningen.

Bereits einige Jahrzehnte vor dem Kriege begann unter den Warchauer Schwaben der Entendensdörfer vorzugung um sich zu greifen. In letzter Zeit, nachdem sämtliche deutschen Schulen in diesem Gebiet verdrängt worden sind (im Kriege bestanden es) und die Kirche bemüht sich von jeder völkischen Rettungsarbeit fern hält, nimmt der deflagenswerte Zustand außerordentlich böse Formen an, obwohl bei den meisten das Deutschbewußtsein noch nach ist. In wach Abgemachtheiten jedoch dieser traurige Zustand völkischen Sterbens führt, sehen wir an der Zweifelsradigkeit der Gottesdienste, wo die Altare in einer Weise die Predigt in einer anderen Sprache gehalten wird. Ähnlich wird bei der Gemeindegelung geföhrt. Die Schwaben zeichnen sich dabei durch gute Kirchlichkeit und Opfersinn für kirchliche Zwecke aus. Schwäbisch sprechen nur noch die Alten. Die wenigsten der Jungen beherrschen die deutsche Sprache.

### Das Lodzer Industriegebiet und das Petrikauer Land.

Landwirtschaftlich läßt sich dies Gebiet in großen Zügen in drei Teile gliedern: 1. Im Osten der Stadt Lodz liegt die sogenannte Lodzer Hochfläche mit einer Neigung nach Südost. Sie ist arm an Süden und Wiesen, besitzt besten Moosboden. 2. Südlich dieser Landschaft zieht sich ein breiter, kühler Landstrich hin, der bis an die Wilza reicht und von ausgehnten Kiefernwäldern, die nördlich bei Krasnawitz, Wallon beginnen, bedeckt ist; der Ackerbau gibt hier meilenteils farge Erträge. Im Westen dieses Gebiets tritt ungenüßig eine lange Kette von Endmoränen auf. 3. Westlich der Stadt Lodz bei Alexandrow, Konstantynow, Pabjanice, breitet sich ein weiteres fangsamplüßiges Tiefland aus. Sondergebiete mit vertorfenen Wäldern, Angelnwäldern, Weiden, Kiefern, geben eine vielfache Weidelandnutzung ab, in der die Schwärzer, die Koppel und Eipe im Landschaftsbild vorherrschen. Kiefernwälder fehlen hier ebenfalls nicht.

Auf einer Fläche von 6500 Quadratkilometern, in südwestlicher Richtung, jedoch in großer Abgeschlossenheit, nur kleine Sprachinseln bildend, heben an 170 000 Deutsche, davon wohnen an 54 v. d. U. in der Stadt, vornehmlich in den Städten Lodz, Pabjanice, Giera, Alexandrow, Konstantynow, Gortow, Tomaszow, Krasnawitz, Wilza, Brzezyn, Welchawo. An größeren deutschen Dörfern zählen wir hier 315, kleine deutsche Dörfer oder polnische Dörfer mit deutscher Einschling 480. Vorherrschend ist hier das Sanktendorf, vereinigt Streusiedlung. In den elf Fabriksiedlungen wohnen 85 000 Deutsche, davon in Lodz annähernd 60 000 (vor dem Kriege 110 000). Das kulturelle Leben äußert sich in den Städten auf mannigfaltige Weise, sei es in den zahlreichen Gesang- und Turnvereinen, sei es auf dem Gebiete der christlichen Nächstenliebe durch Gründung und Unterhaltung von Krankenbänken, Greisen- und Waisenheimen. Wirtschaftlich vereinen sich in Lodz wie in einem Brennpunkte jegliche Sonderbestrebungen dieses Gebiets. Für die Land- und Fabrikarbeitskräfte stellt das Industriegebiet einen lohnenden Absatzmarkt dar. Der Ueberstau der Landbevölkerung fand vor kurzen noch hier gutbezahlte Beschäftigung. Meider wird die der Grund der Jahrzahlungs meist vertrieben betrieblen, die Landbevölkerung aus dem Landbevölkerung aus. Nur einzelnen gelingt es, sich zu beschaupen und zu einem gewissen Wohlstand zu gelangen.

Größere deutsche Sprachinseln finden wir außerhalb der Industriestädte in Krasnawitz, Königsbach-Grünberg, Guta Jadarzinska, Dzierzanow, Katarzynow, Glosin, Josefow, Gortezow, Poczajnice, Welchawo, Danielewo, Kleszczow, Dzielnie, Kamocin, Jarosin.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts drang die deutsche Kolonisationswelle in das land-numpfige Gebiet um Alexandrow. Bereits im Jahre 1781 lebten Deutsche schätzungsweise 20000 in Wada-Bugaj, 1784 pommerische Bauern in Kuskowa Góra und 1791 in Brzezina Wala. Nördlich der Stadt Tomaszow entstehen um 1797 die deutschen Dörfer Wynow, Glosin und Wipianin. Andrespol oder Andresfeld wurde im Jahre 1807 angelegt. Krasnawitz, Königsbach, Grünberg, Krasnawitz, Wilhelmshöhe, Krasnawitzberg, Krasnawitz, Gortow, Gortow, Gortow sind Schöpfungen der preussischen Regierung.

Drei deutsche Stämme nahmen an der Besiedlung des Lodzer Gebiets teil. Die Pommeren, die im Norden und Osten des Gebiets sitzen, kamen aus Kujawien, dem Netegau und Sanktommern. Die Schelken, die im Westen von Lodz, zum kleinen Teil auch im Osten sitzen, stammen aus dem Krasnawitzer Lande, aus der Gegend von Krasnawitz, Krasnawitz, Krasnawitz. Die Schwaben wanderten aus Württemberg, Baden, der Pfalz und Elsaß ein. Erög eines reichlich hundertjährigen Zusammenwohnens ist die Stammliche Absonderung, mit nur kleinen Ausnahmen, bis auf den heutigen Tag geblieben.

Die Einwanderung der deutschen Handwerker nach den Städten dieses Gebiets begann zur preussischen Zeit. Einzelne Tuchmacherefamilien stellten sich in Danzig, Brzezyn, Gortow, an. Der Hauptstrom der Einwanderer kam zur Zeit der 1820-1830-er Jahre. In diesem Jahre, nachdem im Herbst des 1820-1830-er Jahre die erste deutsche Kolonisationswelle nach Ostpreußen ausbrach, nachträglich entschloß sich die polnische Regierung ebenfalls zur beschleunigten Anwerbung von deutschen Handwerkern. Die Tuchmacherefamilie der benachbarten Provinzen Polen und Schelken gaben zum größten

Zeit ihre gewerbetreibende Bevölkerung an die neugegründeten „Fabrikstädte“ ab. Die Baumwollweber kamen vorwiegend aus den Fabrikbegierigen Böhmen und Sachsen, viele von ihnen waren katolisch, wogegen die Tuchmacher ausnahmslos aus evangelischen Kirche gehörten. Sand in Sand mit der Einwanderung der Tuchmacher, der Baumwoll- und Leinwandweber ging auch die anderer Handwerker. In den neuentstandenen Städten war allerdings Arbeit vorhanden. In den ersten Jahrzehnten nach der Städtegründung finden wir überall deswegen wohlgegliederte städtische Wirtschaftskörper. Die Ausfuhr nach Rußland und China wirkte in den ersten Jahren auf die Entwicklung des Textilgewerbes ungemein fördernd. Der polnisch-russische Krieg 1830—1831 unterband in vielen Fabrikstädten das Tuchmachergewerbe, nötigte manchen Familienvater zur Abwanderung nach Rußland.

Mit dem Übergang des Handbetriebs zur mechanischen Herstellung der Webstoffe, eröffneten sich für das Textilwesen ungeahnte Entwicklungsmöglichkeiten. Die riesigen Absatzmärkte des russischen Reiches, die nach 1860 durch eine Reihe neuer Eisenbahnen nach der Städtegründung hervor, riefen in den nachfolgenden Jahren die Entfaltung der Großindustrie hervor. Die Nachkriegszeit hat in vielen Städten die Lebensbedingungen der Lohdler Industrie umgestaltet.

Der aus tiefenbaste grenzende Aufschwung der anfänglich als Kleinindustrie gegründeten Tuchmanufaktur und Baumwollweberei blieb nicht ohne gewisse Gestaltungskraft auf die Nachkommen der biedereren „Landschafoten“. Im Gedränge der Geschäfte dürfte er manche wertvolle Eigenschaften ein, erwarb dafür zweifelhaftes geistliches Gut. Des öfteren finden wir unangenehmestes Zerkerten, das keine Bindungen weder in Hammetrie noch sozialer Hinsicht kennt. Und doch dürfte die Schwächen des „Lohdler Menschen“ nicht überschätzt werden. Im Laufe seiner reichlich nun hundertjährigen gewerblichen Tätigkeit hat er öfters edlen Bürgerinn, große Opferbereitschaft für kirchliche, schulische und nicht zuletzt weltliche Zwecke bewiesen. Sind doch die meisten der deutschen Stadtbewohner in gerader Linie die Nachkommen jener schließlichen Emigranten, die um des Glaubens willen ihre schöne südeuropäische Heimat im 17. Jahrhundert verlassen haben und in den Städten und Dörfern Polens Fußfaß suchten. Zahl noch bewahrt aber unermüdet viel von dieser Beharrungskraft in den Seelen der Lohdler Deutschen zu jeder Zeit zu finden ist, dies sei uns ein hoher Anstoß für die Zukunft.

#### Zusammenfassung.

In den von uns behandelten acht Landchaften wohnen in mehr oder minder geschlossenem Sprachgebiet die Entfernungen zwischen den deutschen Dörfern überlegen kaum 5 km) auf einer Gesamtfläche von 12 200 Quadratkilometern umfassen nicht das ganze deutsche Siedlungsgebiet in Mittelpolen. Größere und kleinere abseits liegende Sprachinseln, besonders am rechten Weichselufer, wurden in der landschaftlichen Gliederung nicht berücksichtigt. So finden wir kleine deutsche Sprachinseln bei Łowicz, Zyrardów, Włocławek, Rawo,

Radom, Kielce, nördlich des Flusses Pilza. Rechts der Weichsel liegen größere deutsche Sprachinseln umweit Plock, Sierpe, in Wola Młota, Paltownica, Paproć Duża, Ostrow, Radzimin, Siemiatyżo. Die deutsche Bevölkerung dieser zerstreut liegenden Sprachinseln beläuft sich auf 25 000 Seelen. Die Gesamtzahl der Deutschen in Mittelpolen, das Cholmer und Lubliner Land nicht mit eingerechnet, ergibt somit 320 000 Seelen. Davon entfallen auf die Stadtbewölkerung 30 v. H., auf die Landbevölkerung 70 v. H. Größere deutsche Dorfsiedlungen mit einer Bevölkerung von 1000 bis 50 Seelen finden wir in den acht betprochenen Landchaften 671. Kleinere deutsche Dörfer mit einer Seelenzahl unter 50, dabei deutsche Einöbler in polnische Dörfer mitgerechnet, 1514.

Die hammetliche Gliederung der deutschen Landbevölkerung für ganz Mittelpolen ist folgende: Pomern 36 v. H., Wiedermager 28 v. H., Scheller 28 v. H., Schwaben 8 v. H. Die städtische deutsche Bevölkerung ist vorwiegend schlesischer Herkunft, mit hartem Einschlag in manchen Orten an Böhmen und Sachsen.

Die konfessionelle Gliederung des Deutschtums in Mittelpolen stellt sich folgendermaßen dar: Lutheraner 29 v. H., Reformierte 0,28 v. H., Baptisten 1,42 v. H., Mennoniten 0,21 v. H., Katholiken 5,68 v. H., Zeltierer 2,12 v. H.

## Freie Jahrestagung evangelischer Religionslehrer und -Lehrerinnen in Langenolingen.

(Theol.-päd. Arbeitsgemeinschaft von Pastoren und Religionslehrern unseres Kirchengebietes.)

Zu der Zeit vom 7. bis 11. August d. J. findet in Langenolingen, Kreis Gnesen (Oleßyn, p. Lagiewniko-kos.) wieder unsere Jahrestagung statt, zu der hiermit herzlich eingeladen wird. An den Vormittagen wird Prof. Dr. Gogarten-Breslau zu uns über das Thema „Das Geheiß bei Luther“ sprechen. Die Nachmittage mit der Durcharbeit des neuen Religionslehrplanes gewidmet. Die praktische Unterrichtsarbeit soll hier ganz besonders zu Worte kommen.

Montag, der 7. August ist Anreisetag (Strede Gniezno—Jawo, Slawa—Stof), die allgemeine Abreise erfolgt am Freitag, dem 11. August. Eine besondere Tagungsgebühr wird nicht erhoben. Der ermäßigte Verpflegungssatz für den ganzen Aufenthalt im Johannesheim beträgt 7,50 zł. Bei Reisewegen über 100 km kann in besonderen Fällen auf Antrag ein Zuschuß gewährt werden. Für die Rückfahrt erhalten alle Teilnehmer mit einem Reiseweg über 30 km Bahnfahrt 50 % Fahrpreisermäßigung bei der Eisenbahn.

Anmeldungen bitten wir möglichst umgehend, spätestens aber bis zum 20. Juli zu richten an den Vn. Referentband in Polen, Posen—Poznań, ul. Fr. Matejczaka 20.

J. W.: Reichf.

## Ländliche Ferienkinderkolonie

im Johannesheim des Eogl. Vereins für Landmission

für Knaben: vom 16. Juni bis 7. Juli

für Mädchen: vom 10. Juli bis 1. August

Großer Park — Gute Pflege — Mütterliche Aufsicht — Hoherin im Hause

Preis für 3 Wochen 45.— zł; bei Geschwistern 40.— zł

Anmeldungen an die Heimleitung Diakon Herrmann, Oleßsyn, p. Lagiewniko kosł., pow. Gniezno





dem eigenen inneren Selbst, ist frohe Botschaft, Kundmachung, ein Ausprechen dessen, was er innerlich erlebt hat. Auch ein Richter von einer Welt, die dem äußeren Auge und dem richtigen Ohr verschlossen ist. Und dieses Sagen kann nur gelingen in der Muttersprache! Die fremde Sprache klingt nicht von Herz zu Herz. Wären wir Polenfeinde, dann könnten wir uns über die unpädagogische Sprachverfügung der polnischen Schulinspektoren in dem gleichen Maße freuen! Denn in einem polnischsprachigen Geschichtsunterricht werden deutsche Kinder von dem Geschichtsunterricht eines Koscziuszko, eines Jozefy Pototowski, eines Konrad Traugott nicht einen Hauch verspüren. Ihr heroischer Lebenslauf kann deutschen Jungen und deutschen Mädchen nur in deutscher Sprache innerlich nahegebracht werden. Es ist unmöglich, daß polnische Schulinspektoren einem lebensvollen polnischen Geschichtsunterricht hier verhindern wollen! Geradezu grotesk aber wird sich das Verbot der deutschen Unterrichtssprache auswirken, wenn die im ministeriellen Lehrplan geforderten deutschgeschichtlichen Portien zur Behandlung stehen: die Germanen, Slaven und Deutsche, Kreuzritter, deutsche Einwanderung, Luther und die Reformation, Preußen zur Zeit Friedrichs des Großen, Preußens Unfallschlacht 1806, Völkerringel bei Leipzig, das Jahr 1848, der deutsch-französische Krieg. Da hören viele deutsche Kinder zum erstenmal von Hermann dem Befreier, von Otto dem Großen, von Hermann Ball, Heinrich von Polen, Johann Gutenberg, von dem alten Fritz und dem Marschall Suvorow, von dem Freiherren von Stein und von Ertzbischof Woywatz, von den Männern des Volkes unserer Nation; aber sie treten vor ihre Seelen in einem fremden Sprachfelde, sie haben po zu nichteren Namen und ihre Sagen verfindet ein polnischer Mund! Man sieht an diesem Beispiel, zu welcher Unnatur der schamlose Kompromiß zwischen Pädagogik und materialistischer Politik führen muß!

Aber auch als berechtigte und verantwortungsbewußte Erzieher zum deutschen Volkstum müssen wir uns gegen die neue Sprachverfügung wehren. Wenn nicht das menschliche

Recht (Verfallung, Einbertheilungsbewertung) hinter uns läßt, so leben wir doch noch immer unter Gottes Gebot. Jedes Volk ist ein Gebilde Gottes in der Welt. Seinem Schöpferwillen dürfen wir nicht ausweichen. Darin müßte das christlich-katholische Polen mit uns einer Meinung sein. Nun ist aber Volk „die aus der Kraft der Sprache gewachsene Gemeinlich-einheitliche Geistesart und einheitliche Seelenart.“ Gerade in Geschichte und Erdkunde erschließen sich dem Kind die weltliche Großgestirte der Welt. In der Eran des Völkler- und Erdbebens kommt die Mutterprache vorzüglich zu ihrer Macht als Schöpferin der Volkseule. In den uns noch belassene 3-4 deutschen Sprachstunden haben wir vollauf zu tun, um das Notwendigste der Sprach- und Rechtslehre zum sicheren Besitz der Kinder zu machen. Die Sprachkraft selber entwickelt sich erst an dem Erlebnis von Werten, wie sie nicht zuletzt der Geschichte- und Erdkundeunterricht in reicher Fülle ausbreitet. Was bleibt uns noch, wenn man viele wichtigen Lebensfächer aus dem Bereiche der deutschen Unterrichtsprache verbannt?

Wir sollen und wollen unsere Kinder zu deutschen Menschen erziehen. Das hindert sie nicht, pflichttreue polnische Staatsbürger zu werden. Als solche sollen sie die polnische Sprache handhaben lernen. Das ist die Aufgabe des polnischen Sprachunterrichts, den wir sehr ernst nehmen. Aber der polnische Sprachunterricht hat in der Schule keine natürlichen Wurzeln. Die deutsche Sprache ist die Muttersprache unserer Kinder, mit ihrer Hilfe sollen sie fähig gemacht werden, in den geistigen Raum ihres Volkes zu dringen. Die fremde Staatsprache aber kann für ein Kind und für den jugendlichen Menschen nur den Charakter einer „Fremdsprache“ haben. Es muß dem Willen und der Erziehung des Erwachsenen später überlassen bleiben, die polnische Sprache zu einer zweiten Kultursprache in sich zu entwickeln.

Das Kind und der jugendliche Mensch können nur auf einem geistigen Mutterboden gedeihen: das ist der Kulturboden seines Erbvolkes.

## Don deutscher Erzieherarbeit in Polen

Am Sirkel lobt man Größe nicht,  
Genau Form ist's die man lobt.  
Am Leben lange Dauer nicht,  
Nur Handeln gibt ihm sein Gewicht.

### Erinnerung an Dorfsfeld.

Schon seit Jahr und Tag fand die Dorfsfelder Volkshochschule in einem wirtschaftlichen Kampf auf Tod und Leben. Die kleine und arme deutsche Minderheit in Genußpolen, in der Rot unserer Zeit noch ärmere geworden, konnte ihr nicht mehr so viel Schüler schicken, daß ein gemeinschaftliches Heimleben möglich war. Gleichgültigkeit, Schwachheit, Mißverehen der lieben Mitmenschen, nicht zuletzt auch einseitige Gemessenheit, haben uns mitgeteilt, daß die Dorfsfelder Volkshochschule die Krise nicht überleben konnte. „Uns isten es als ein Zeichen, daß denen wieder an den Selbweg in die alte Heimat in den Dorfsfelder Mätern.“ So schreibt Herr Dr. Fritz Seefeldt war, war während des Krieges aus Schleswig-Vollstein auf vier Monate in die deutsche evangelische Diözese nach Galtzien gekommen und blieb 14 Jahre dort! Was ihn festhielt, war gerade die Notwendigkeit, Schönheit und Größe der auslandsdeutschen Volkshochschulungsarbeit, der er sich mit Leib und Seele verschrieb. In seiner Frau Leonie, die selbst Lehrerin war, fand Dr. Seefeldt eine verständnisvolle und tatkräftige Mitstreckerin. Die Vogel der heranwachsenden Jugend legte sich uns als dem Fortbewerber von Dorfsfeld schon in der Kriegszeit schwer aufs Herz. Gerade die Jente der Vater und älteren Brüder ließ in ein Geschick heranzuwachen, das man sich ganz anders wünschte, als es wurde. Aber unter dieser Jugend selbst waren genug Menschen, die in der Spätkriegszeit nach einem Dalt in der ja furchtbar hallofen Zeit suchten. So erlinden wir im Herbst 1919 einige große Wohlbaraden vom deutschen Militär, das schon den Abzugsbefehl aus Galtzien erhalten hatte, luden die heranwachsende Jugend zu einem einjährigen Fortbildungs-

furtus nach Dorfsfeld ein und eröffneten mit dem Schuljahr September 1919 einen Lehrgang mit 25 Schülern und Schölerinnen, die zum Teil bei uns wohnten. Diesen Lehrgang kann man als den Vorläufer der späteren Dorfsfelder Volkshochschule betrachten. Er wurde durch den polnisch-ukrainischen Krieg nicht, aber nicht aufgehoben. „Der Markus selbst, der bis zum Ende des Krieges durchgehoben war, wenn auch gelegentlich Einstrainer zu uns in die Schulleitung kamen und einmal sogar einem der Schüler rundweg die Jacke ausziehen und wieder verschlammen, hatte uns klarheit verschafft, daß wir nicht das erreicht hatten und mit einem Fortbildungskursus auch nicht erreichen konnten, was wir eigentlich wollten. Etwas ich in Schleswig-Holstein gewesen war, war von Bequiff und Wert. „Wohlthunende“ nicht lo an meine Ohren gedungen, daß ich davon figenbeinen lebendigen Eindruck hatte. So wirkte es wie eine Erhebung, als ich eines Tages von einem Bekannten aus dem Zentralvorstand der Kultur-Adolf-Stiftung, der von meinem besonderen Interesse für die Jugend wußte, ein paar Mädchen eingeladen bekam, unter denen sich Edward Weiffich „Zur Sozialisierung des Weites“ befand. In der Nacht, in der ich von Lesen dieses Buches nicht loskam, bis ich die letzten Seiten verschlungen hatte, war mein Schicksal entschieden. Ich hatte meinen Beruf gefunden. Ich mußte hinein in die so mächtig anwachsende Volkshochschulbewegung in Deutschland.“

Und so begann am 1. 3. 1921 der erste viermonatliche Volkshochschullehrgang in Dorfsfeld. Schon am 6. 7. 1921 fand ein neuerbautes, bestehendes Volkshochschulheim schlieflich fertig da. Die ersten Volkshochschulär halten selbst an diesem Bau fleißig mitgearbeitet.

Wieviel Freude hat dieses Heim in 12 Jahren mehr als 300 Schülern und Schülerinnen aus allen Teilen Polens gebracht! Und am liebsten Deutschen und am liebsten Christen! Und 3000 jugendwöchentlich Teilnehmer haben einmal Anteil an dieser Freude nehmen dürfen.

Und nun hat diese Übungsfstätte deutsch-christlichen Lebens ihre Wurzeln geschloffen! Wir aber wollen nicht klagen, daß es so gekommen ist und wohl auch so kommen mußte, wir wollen mit frohem Dank uns daran erinnern, was Dorisfeld war und was uns die Volkshochschulzeit **Zeit und Raum Seefelds** aus diesem Herzen gegeben haben.

Es schäufte das erste auslanddeutsche Volkshochschulheim. Ihr Wert und ihr Wollen ist damit in die Geschichte des Auslandsdeutschentums eingegangen.

Immerhalb des Deutschentums in Polen fand die Volkshochschule Dorisfeld an der Spitze aller jugendpflegerischen Leistungen.

Darüber hinaus haben Dr. Seefeldt und seine Frau durch zahlreiche und mannigfache Freiheiten für Kirchenämter, Lehrer, Pfarrfrauen, Lehrerfrauen, Eltern und durch „sonderbare Volkshochschulwochen“ eine Bildungsarbeit geleistet, die alle Schichten, Stände und Altersklassen umfaßt.

## Festrede zum zehnjährigen Jubiläum des Deutschen Lehrervereins Oberschlesien

am 11. Februar 1933, gehalten von Rektor **H. Urbaneß, Kattowitz.** (Gefürzt.)

Werte Gäste! Liebe Kolleginnen und Kollegen!

Nachdem in der Begrüßungsansprache eine ausreißende Begründung für die heutige Feier gegeben worden ist, kann ich mich wohl darauf beschränken, Ihnen kurz die Geschichte unseres Vereines vorzuführen. — Der der Abtretung Oberschlesiens an Polen war die jennährlich gebildete Lehrerschaft dieses Gebietes in zahlreichen katholischen und sog. paritätischen Lehrervereinen organisiert. Schon vor dem Staatshoheitswechsel hatte sich ein Teil der schlesischen Bewegten zu einem eigenen Lehrerverbande für das Abtretungsgebiet zusammengeschlossen, dessen erster Vorsitzender ich wurde. Durch den katastrophalen Wegzug von Lehrern um das Jahr 1922 erlitt unser blühendes Lehrervereinsleben einen verhängnisvollen Stoß, das es aller Anstrengung bemannter und führender Persönlichkeiten unermesslich und zusammengebrochen und verstreute Häuflein der Hoffnung streubenden zu sammeln. Die Verantwortlichen, den „katholischen“ Verband zu zerlegen und sich dem inzwischen gegründeten, interkonfessionellen Landesverbande deutscher Lehrer und Lehrerinnen in Polen anzuschließen, war groß. Und so kam es, daß nach eingehender Vorbereitung die Gründung der noch heute bestehenden Bezirksvereine Kattowitz und Königshütte erst im Frühjahr 1923 erfolgte. Die Wahrung rein katholischer Belange wurde ein zentral des Vereines besitzendes „katholischen Aktion“ übertragen. Der Anlaß an den Landesverband wurde im Juli 1923 anlässlich der Haupttagung in Bielitz vollzogen. — Über die Mitgliederbewegung sei kurz mitgeteilt, daß Kattowitz bei der Gründung 200 Mitglieder zählte. Der Verband liegt bis auf 300 und ist heute wieder bei 200 angelangt. Die entsprechende Mitteilung für Königshütte lautet: 20 — 250 — 125. Die Vereinsleitung lag in folgenden Händen: a) Kattowitz: Rektor Urbaneß, Lehrer Galtzer, b) Königshütte: Lehrer Stephan, Rektor Gottschalk, Lehrer Gert, Lehrer Wolff. Von den 2 Kattowitzer Ehrenmitgliedern, Konrektor Maabowski und Wilsner, lebt nur noch das zweite; Königshütte hat die Ehrenmitgliedchaft seinen zwei ersten Vorsitzenden, Konrektor Stephan und Rektor Gottschalk, verliehen. — In der ersten Zeit nach dem Übergange der Staatshoheit an Polen beschäftigten sich die Lehrervereine vielfach mit wirtschaftlichen Fragen. Bald aber wandten sie sich ihrer eigentlichen Aufgabe der Weiterbildung ihrer Mitglieder zu, und mit großer Freude gedachte ich nach jeder Sitzung, als nach längerer Zustimmung wieder ein pädagogisches Thema auf der Tagesordnung stand. Seit dieser Zeit sind, wie die Sitzungsberichte erweisen, die wissenschaftlichen Aufgaben von Arbeitspläne nicht mehr verschwunden. Dem besonderen Zwecke der beruflichen Fortbildung dienen die pädagogischen Arbeitsgemeinschaften in Kattowitz, Königshütte, Tarnowitz und Myslow. Unter-richt wird diese feinerste Arbeit durch die Benutzung der beiden Vereinsbibliotheken, die zwar nicht besonders umfangreich sind, aber fast alle Werte der neueren pädagogischen

Die „Dornfelder Blätter“ waren die einzige vollständige deutsch-kulturelle Zeitschrift in Polen. Mehrere ihrer Sondernummern gehören zu dem besten uns unter hiesigenblühenden Schrifttum hervorgebracht. — „Zehn Jahre Volkshochschule in Dorisfeld“. — „Von deutschen Jugendlern in Klempenau“. — „Das Deutschentum in Galizien“. — „Deutsche Gegenwart“. — „Deutsche Volkshochschularbeit außerhalb der deutschen Grenze“. — „Bilder aus der Geschichte des Deutschentums in Kleinpolen.“

Nicht zuletzt haben wir deutschen Lehrer in Polen Dr. Seefeldt zu danken. Er wies uns durch Tat und Wort (erinnert sei an seine Aussprüche in unseren „Jahrbüchern“) ganzheitliche Wege zur örtlichen Jugendpflege im Geiste der Volkshochschule.

Dr. Fritz Seefeldt und Frau Leonie Seefeldt haben dreizehn Jahre lang freiwillig um der Jugend willen zu ihren Pflichten als Eltern von lieben Kindern und zu ihren Pflichten als Hilarresleute noch die schwere Arbeitslast des Volkshochschul-Leiters und -Lehrers auf sich genommen. Was sie mit Verehrung schäufen, haben sie mit großer Opferwilligkeit hingegen.

Bei einmal die Geschichte des Deutschentums in Polen neu schreibt, wird dieser beiden tapferen Menschen besonders herzlich gedenken müssen. Willi Damajski.

Literatur entkoben. Es ist selbstverständlich und schon von Anfang an vertreten vor dem Standpunkt, daß der deutsche Lehrer in Polen auch die Muttersprache lehren muß. Diesem Ziele trugen und tragen wir Rechnung durch die Einrichtung polnischer Sprachkurse, und wir hoffen, daß wir bald den Vorwurz eingeholt haben werden, den unser Lehrernachwuchs durch das Studium der polnischen Sprache schon im Seminar vor uns hat. Von weiteren Fortbildungskursen, die im Laufe der letzten Jahre wiederholt abgehalten wurden, nenne ich solche im Turnen, Zeichnen, Singen und Vertununterricht. Im Verein mit dem Deutschen Lehrervereinsverband durchgeführt worden, bei denen namhafte Redner, wie Charlotte Bühler, Adler, Müller-Freienfels, Niederich, Schüller, Vollmer u. a. zu Worte kamen. Sehr zahlreich ist auch die Beteiligung der Lehrerschaft an den von der gleichen Institution veranstalteten Hochschulfestwochen. Als weiteren Bildungsstufen erwidere ich die Teilnahme an Besichtigungen von Ausstellungen und industriellen Werken. Wenn der deutschen Lehrerschaft in Polen-„Schlesien der Vorwurf gemacht wird, daß sie an ihrer pädagogischen Durchbildung nicht interessiert ist, so hoffe ich hiermit den Beweis erbracht zu haben, daß dieser Vorwurf unrichtig ist. — Die vom Landesverbande in jedem Jahre eingerichteten Haupt- und Vertretungsveranstaltungen in den verschiedenen Gauen Polens sind erkeunlicherweise von unseren Kollegen sehr zahlreich besucht worden. Blige auch die 1934 für Kattowitz vorgesehene Haupttagung ein Hauptpunkt in der Geschichte unseres Vereines werden! — Das wir auch die soziale Seite des Lehrertums nicht außer acht lassen, davon zeugt der Anlaß einer Kattowitzvereinsfeier und die recht lebige, reichliche Einrichtung einer Begrüßungsschilke und einer Zusammentreffensfeier. Ich komme um Schluß meiner Ausführungen. Es ist bekannt, daß die Lehrer-Freunde jeglicher Gesinnung sind. Hintererwähnen, deren Namen besonders in letzter Zeit aus wirtschaftlichen Gründen sehr eng gezogen ist, und Sommerveranstaltungen geben reichlich Gelegenheit zu gegenseitigem Sichkennenlernen und zu heiterer Fröhlichkeit. Umwiderken wir so die Mächtigkeits unserer Vereine im verfloßenen Jahrzehnt, so können wir getrost und hoffnungsvoll in die Zukunft schauen, bis uns nach 15 Jahren der Silberfranz wieder zusammenführt! —

## Mitteilungen des Geschäftsführenden Ausschusses.

Betrifft Tagung: Auf Antrag des Ausschusses Rogosin ist für die Lehrkräfte, die nicht im Staatsdienste stehen, die zulässige Zahlpreismäßigung für die Rückfahrt von Gnesen rechtzeitig beantragt worden. Zentrite.